

NR. 418 — 422

APRIL 1916

XVIII. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

Kierkegaard und die Journalisten / Zum ewigen Gedächtnis /
Die Historischen und die Vordringenden / Das Lysoform-Gesicht /
Glossen / Fahrt ins Fextal / Notizen / Aus jungen Tagen /
Sonnenthal / Glossen / 's gibt nur an Durchhalter! / Shakespeare
und die Berliner / Zum ewigen Gedächtnis / Weltwende

NACHDRUCK VERBOTEN

Preis dieses Heftes:

1 Krone 50 Heller = 1 Mark 25 Pf.

VERLAG: 'DIE FACKEL', WIEN

III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON NR. 187

F. M. DOSTOJEWSKI

Gesamtausgabe

R. Piper & Co., Verlag, München

Roter Leinenband mit Goldpressung Mark 5.—
Broschiert Mark 4.— In Halbfranz Mark 8.—

Rodin Raskolnikoff	Bd. 1/2
Der Idiot	„ 3/4
Die Dämonen	„ 5/6
Der Jüngling	„ 7/8
Die Brüder Karamasoff	„ 9/10
Autobiographische Schriften	„ 11
Literarische Schriften	„ 12
Politische Schriften	„ 13
Arme Leute. Der Doppelgänger	„ 14
Helle Nächte	„ 15
Das Gut Stepantschikowo	„ 16
Onkelchens Traum	„ 17
Aus einem Totenhaus	„ 18
Die Erniedrigten u. Beleidigten	„ 19
Aus dem Dunkel der Großstadt	„ 20
Der Spieler. Der ewige Gatte	„ 21
Ein kleiner Held	„ 22

DIE FACKEL

Nr. 418—422

8. APRIL 1916

XVIII. JAHR

Wehe, wehe über die Tagespresse! Käme Christus jetzt zur Welt, so nähme er, so wahr ich lebe, nicht Hohepriester aufs Korn, sondern die Journalisten!

*

Gott im Himmel weiß: Blutdurst ist meiner Seele fremd, und eine Vorstellung von einer Verantwortung vor Gott glaube ich auch in furchtbarem Grade zu haben: aber dennoch, dennoch wollte ich im Namen Gottes die Verantwortung auf mich nehmen, Feuer zu kommandieren, wenn ich mich nur zuvor mit der ängstlichsten, gewissenhaftesten Sorgfalt vergewissert hätte, daß sich vor den Gewehrläufen kein einziger anderer Mensch, ja auch kein einziges anderes lebendes Wesen befände als Journalisten.

Sören Kierkegaard, 1846.

Und nach siebzig Jahren, wo es um so viel siebzigmal wünschenswerter wäre, als es siebzigmal mehr Gewehrläufe und Journalisten gibt, stehen sie nicht vor ihnen, sondern dahinter, haben sie laden geholfen und sehen zu, man zeigt ihnen, wie es schießt und fließt, und wartet, bis sie kommen, es zu beschreiben. Welche Verantwortung nimmt die Erde, die solches will und erträgt, im Namen Gottes auf sich!

Zum ewigen Gedächtnis

ZWEI ZÜGE

Das Leid und Elend, das die serbische Bevölkerung, vor dem Feinde fliehend, ertragen mußte, ist schwer in Worten zu schildern. Schweren Herzens, ihre einzige Hoffnung auf Gott setzend, verließen die armen Flüchtlinge ihre Heimstätten. Greise, Frauen, Kinder alle flohen! Unabsehbare Menschenmassen bewegten sich vorwärts weiter und immer weiter ... Mit wieviel Schmerz und Mitleid gedenke ich der Kinder, die diesem Zuge folgten. Halbnackt, mit zerrissenen Sohlen, beschmutzt, gingen sie an der Hand der Mutter, die oft noch einen

Der Zug hatte die Halle des Wiener Nordbahnhofes verlassen. Die Lichter der Residenz verglühen in der Ferne; der Train donnert der ungarischen Grenze zu. Das Handgepäck ist untergebracht. *Dann beginnt das Abendessen erster Serie in dem Speisewagen, der uns bis Budapest begleitet.* Man

wimmernden Säugling im Arme trug. Tränen der Rührung stiegen mir ins Auge beim Anblick eines zehnjährigen Kindes, das sein kleines Brüderchen auf die Arme hob und ihm sein letztes Stückchen Brot in das weinende Mäulchen steckte. In der Menge, die sich müde und schwerfällig gegen Mitrowitzza und Ipek schob, fiel mir eine hohe, kräftige Bäuerin aus dem Morawatal auf. Sie trug die schöne und farbenfreudige Kleidung der Frauen jener Gegend, dazu einen kleinen Sack auf dem Rücken und ein Körbchen in der Hand. Ihr zur Seite trippelte ihr Söhnchen, ein gesundes gutgepflegtes Bauernkind, wie man sie in den gebirgigen Gegenden Serbiens findet. »Wissen Sie, wo die Morawa—Division ist?« Diese Frage richtete die Bäuerin fast an jeden Vorübergehenden. In jener Division diente ihr Mann; ihm brachte, sie das Bündel Wäsche, das sie auf dem Rücken trug ... Der Vater, der seit vier Jahren im Felde steht, sollte den Kleinen endlich wieder einmal sehen und Herzen können. Mit schmeichelnder Stimme, die großen Augen voll Kinderunschuld zu mir hebend, streckte das Kind sein Händchen aus und bat: »Tschitscha, daj mi hleba.« (Onkel, gib mir Brot.) Und die Mitgehenden statt des Brotes, das sie selbst nicht hatten, legten eine Geldmünze in das bittende Händchen ... Hie und da überrascht ein schönes Haus: große Kasernen, viele Moscheen fallen auf ... In der Stadt Tausende von erschöpften, blassen Flüchtlingen ... So schlief man denn unter freiem Himmel, bei 15 Grad Kälte, ohne Feuer, denn es gab kein Holz. Die mitgeführten Nahrungsmittel waren fast ganz aufgezehrt. Das mitgeführte Vieh, von den furchtbaren Strapazen aufgerieben, blieb größtenteils am Wege liegen ... Angst und Verzweiflung erfüllte sie bei dem Gedanken an das Kommende. Wie sollten sie mit den zarten Kindern in grimmiger Kälte, ohne Brot, über den drohenden steinernen Wall, der sich vor ihren Augen emporreckte, hinüberkommen? ... Es war Sonntag. In der Kirche des Patriarchats feierte man den Gottesdienst. Der serbische und montenegrinische

bummelt durch die Waggon, *man ist neugierig. Wer fährt mit dem Zuge.* Die Übersicht ist rasch vorhanden. Vielleicht hat man sich's ein wenig anders vorgestellt, mehr würdenträgerartig, mehr repräsentativ; aber zu guter Letzt ist man zufrieden. *Um die Bedeutung der Fahrt der großen Öffentlichkeit zu vermitteln,* sind zwei Dutzend Männer von der Presse da. Wir vier Österreicher, zu denen sich in Budapest vier Ungarn *gesellten*, haben uns gleichfalls *organisiert*, und es war zu *unserem Besten*. Ein anderes Coupé hat ein Herr, der *auch* in diplomatischen Diensten reist, begleitet von seiner lebenswürdigen Gemahlin und ihrem hübschen Hündchen; »Pucki« ist *der erste Hund, der mit dem Balkanzug fuhr*, und fühlt sich heute bereits wie ein Pfau ... *Ich teilte mein Coupé mit dem Schriftsteller Felix Salten. Nach dem Abendessen machte uns Ludwig Ganghofer,* der von München gekommen war und nach Nisch reiste, *den ersten Besuch.* Es war eine Visite um Mitternacht, denn Budapest hatten wir einige Minuten vor 12 Uhr nachts verlassen. *Man hatte uns*

Metropolit zelebrierten die Messe ... Totenstille herrschte in dem großen Raum; dann tönte traurig das Gebet des alten Metropoliten von den hohen Wölbungen wieder ... »Tschltscha, daj mi hleba«, unterbrach meinen Gedanken-gang ein zartes Stimmlein. Vor mir stand wieder der kleine Knabe, der uns unterwegs schon mit den nämlichen Worten angefleht hatte ... Die Zeit zur Flucht drängte ... Alles Gepäck wurde zurückgelassen. Doch Brot — Brot mußte man haben ... Die Kälte und das Schneege-stöber nahmen zu ... Müden Schrittes setzte sich der traurige Zug gegen das berühmte Zljeb in Bewegung ... Plötzlich stockte der Zug. Tausende von Karren, die auseinandergenommenen Batterien, Automobile, verwirrten sich ineinander. Es ging unmöglich weiter. Der Befehl wurde gegeben, die Wagen zu verbrennen, die Kanonen und die Munition zu vernichten. Alles, was man nicht mittragen konnte, sollte zerstört, einzig die Tiere gerettet werden ... Wieder mußte die Nacht unter freiem Himmel zugebracht werden, an der Stelle, auf der man sich eben befand, am Feuer, zu dem die Reste der zertrümmerten Wagen erhalten mußten ... man schleppte Räder und Holzteile herbei, um nicht auf den eisbedeckten Steinen rasten zu müssen. Leise, traurig floß das Gespräch dahin, bis die Müdigkeit das ihre tat. Stärker wurde der Frost, immer kleiner das Feuer. Das erste Morgenlicht fiel auf eingefallene, blasse Gesichter, in denen noch das Grauen der verbrachten Nacht stand. Die frierenden Kleinen äußerten wimmernd ihren einzigen, bescheidenen Wunsch. Ein Stückchen Brot nur, der schwarzen Erde gleich, eine kalte Kartoffel, mußten das Verlangen der bedauernswerten Kleinen stillen ... Kanonen, Karren, Ausrüstung — alles wurde in den Abgrund geschleudert. Dann ging es weiter, einer hinter dem andern; über vereiste Felsen und Geröll, mehr gebückt als aufrecht, rutschend und strauchelnd. Da, plötzlich ein Schrei — ein Pferd stürzte von dem schmalen Pfad in die Tiefe; und wieder ein Schrei, noch verzweifelter und gellender

dort mit magyarischer Glut empfangen. Die Zigeunermusik freilich fehlte; die fiedelt jetzt eins den Russen zum blutigen Tanz, und das ist wichtiger. Ganghofer war frisch, lustig und herzlich bewegt von der tiefen Bedeutung des Ereignisses, dessen Teilnehmer wir waren. Er erzählte wie der Jüngste und wir tauschten Kriegserinnerungen aus. Man mag noch soviel gesehen und erlebt haben, man hört ihm mit inniger Freude zu. Der Kehrreim aller seiner Worte aber ist das Lob der Schönheit des Krieges. Er plaudert von dem Humor, der selbst in den tragischsten Momenten des Kampfes aufblitzt; der große Shakespeare des Welttheaters weiß eben Ernst und Scherz auch auf der Kriegsbühne richtig zusammenzuschütteln. Ein Straßenkampf tobt; Reserven dringen über die Leichen der Gefallenen vor — ein junger Unteroffizier springt um die Ecke — auf einen Toten. Ein rascher Blick zurück, ein Stammeln: »Pardon ... Bitte um Entschuldigung ... « und er ist verschwunden. So erzählt Ganghofer, und wir fahren durch die dunkle Einsamkeit der Puszta, in der arme

als der erste: sein Führer war ihm nachgestürzt. Die Stunden verrannen unter mühseligem Wandern, von allen Seiten starrten Tod und Vernichtung den Flüchtenden entgegen. Da lag am Wegesrand ein zu Tode erschöpftes Pferd, dort ein Ochse mit heraushängenden Eingeweiden, weiter unten ein Mensch mit zertrümmertem Schädel ... Dort blieb eine Menge entkräfteter, müder Tiere zurück. Sie standen unbeweglich, nur ihre todtraurigen Blicke begleiteten uns ... Und wieder umgab uns tiefe Nacht. Mit Händen und Füßen scharrrten wir den Schnee beiseite, um einen Herd zu errichten. Aber, wie sollte die wärmende Flamme entstehen, da alles ringsum feucht oder gefroren war? ... Ein Schluchzen drang an unser Ohr; ein leises, nicht endenwollendes Weinen. Wir gingen hin. Bei dem schwachen Lichtschein erkannten wir jene Bäuerin aus dem Morawatale wieder, die uns mit ihrem Knaben bis hierher begleitet hatte. Mit totenblassem Antlitz saß sie an einen Tannenbaum gelehnt da, in den Armen einen leblosen kleinen Körper haltend, zu dessen Häupten, mit zitterndem Lichte, eine kleine Wachskerze brannte. »Mein Kind ist gestorben und ich weiß nicht, wie ich es begraben soll«, sagte die arme Mutter mit bebenden Lippen. Der Atem stockte uns — wir erschauerten. Kälte, Hunger und Krankheit hatten dieses blühende Leben vernichtet, noch ehe ihn der geliebte Vater, den er suchen gegangen, in seine Arme geschlossen und geküßt hatte. Unter der Tanne, wo er verschieden, wurde ihm das Grab bereitet, und in den rauen Stamm schnitten wir seinen Namen: »Slobodan Ljubinkovits, aus Morawa 1908— 1915.« Entblößten Hauptes, den Blick voll Trauer auf das kleine Grab geheftet, bezeugten wir dem unglücklichen Kinde die letzte Ehre. Sein trauriges Schicksal wird für uns ewig verflochten sein mit der Erinnerung an den Leidenszug nach dem schrecklichen Zljev. Uns Glücklichen aber, denen der Allmächtige Kraft gab, so viel Mühsal und Not zu ertragen und das Leben zu retten, tönt heute noch das traurige: »Tschit-

Hirtenfrauen von ihren »roten Teufeln« träumen, die in Wolhynien kämpfen. Der Belgrader Wagen, der von München kam, wird abgekoppelt; dafür ist der Schrei nach einem Morgenkaffee oder einem Speisewagen vergeblich. Es ist noch keine Restauration im Betrieb, und der Speisewagen erwartet uns erst wieder um 2 Uhr nachmittags in Nisch. Das müssen Passagiere des Balkanzuges zur Notiz nehmen. An sanften Waldbergen vorbei führt der Schienenstrang nach Jagodina. Die zierliche Moschee mit dem maurischen Tore und dem schlanken Minarett interessiert heute alle weniger als die kleine Hütte im Bahnhof, in der ein deutscher Soldat heißen Tee schenkte. Ich hatte mich schon früher gestärkt; Ganghofer, der an Erfahrungen Reiche, hatte im Coupé Tee gebraut, ein Hühnchen aus dem Eßkoffer ausgepackt, den ihm seine fürsorgliche Frau ans Herz gelegt hatte, und Salten und mich zum Frühstück geladen. Ganghofers Frühstück war gewiß eine Spezialität des ersten Balkanzuges. Der Speisewagen, der heißersehnte, wird angekoppelt, — ein Sturm auf ihn er-

scha, daj mi hleba« des armen Knaben nach.

folgt.

Hirsch.

Die Historischen und die Vordringenden

EIN WORT AN DEN ADEL

Im ungarischen Parlament hat einer, um die sogenannten Bankmagnaten vor Angriffen zu schützen, auf die Verbindung der Magnaten mit den Banken hingewiesen. Das müssen sie sich schon gefallen lassen, daß ihr Wappen, einmal für Tantiemen verkauft, nicht nur als der Schild einer Bankfirma, sondern auch als das Schild der Bankiers seine Dienste tut. Der Graf Tisza aber war wieder der Meinung, daß der Burgfriede zwischen den in Kompanie getretenen Klassen nicht gestört werden solle, indem auf die von Natur und durch Erziehung gegebenen Gegensätze hingewiesen werde. Sie sollten sich im Gegenteil vertragen und beide voneinander lernen. Denn:

»Die *historischen Klassen haben von den jetzt vordringenden neuen Schichten der ungarischen Gesellschaft viel zu lernen*, sehr viele Eigenschaften und sehr viele Tugenden *haben* sie sich von ihnen *anzueignen* und sehr viele alte Fehler *haben* sie abzustreifen. Auf anderer Seite aber *hat es gegen niemanden eine verletzende Spitze*, wenn wir hinzufügen, daß auch die neuen Schichten der ungarischen Gesellschaft bemüht sein müssen, *all das in sich aufzusaugen*, was die alten Faktoren der Gesellschaft an großen Eigenschaften von ihren Vorfahren ererbt haben ... «

Man kann nicht übersehen, daß der Graf Tisza in etwas kategorischer Form seine Standesgenossen aufgefordert hat, im Verdienen tüchtiger zu werden, während er unter höflichen Entschuldigungen die Geldjuden ersucht hat, sich endlich auch die Manieren der guten Gesellschaft anzueignen. Aber das pädagogische Resultat wird, wenn diese Welt noch ein paar Jahrzehnte so weiter läuft und der Fortschritt der Wegmacher der Entwicklung bleibt, nicht ganz den Erwartungen jenes Liberalismus, der auf eine gute Mischung hinarbeitet, entsprechen, weil aller Wahrscheinlichkeit nach schließlich die historischen Klassen ohne irdische Güter und mit schlechten Manieren, die vordringenden Schichten aber mit zweifachem Besitzstand die Gesellschaft repräsentieren werden. Und wann hätte sich diese Evolution besser absehen lassen als an jenem Zustand einer heillosen Vermengung, der eben der Kriegszustand ist? Daß die Aristokratie entschlossen scheint, auf jede geistige Verpflichtung zu Gunsten der ihr imponierenden Intelligenz und auf jede sittliche Verantwortung zu Gunsten der sie umlagernden Crapüle zu verzichten; daß ein ahnungsloses Wetteifern um die Gunst des Auswurfs eingesetzt hat; daß im eklen Gemengsel der Wohltätigkeit der Adel eine Erfrischung erlebt und die Gleichheit im Schützengraben von der Brüderlichkeit im Komitee ergänzt

wird; daß Leute froh sind, am Tisch von Leuten einen Platz zu finden, die sie ehedem nicht am Tisch ihrer Leute geduldet hätten, und daß heute der Herr einen Umgang hat, den sein Kammerdiener aus Adelsstolz ablehnen würde — das alles springt aus der großen Zeit und der kleinen Chronik an jedem neuen Tag ins Auge. Sinnfällig kam diese Tendenz zum Rollentausch in dem Stolz des Grafen Karolyi zum Ausdruck, der die voreilige und höchst laienhafte Meinung, der Herr Nordau habe mit seinem Umgang im Konzentrationslager renommiert, hinterdrein durch das Bekenntnis enttäuscht hat, er habe sich vor Glück gar nicht fassen können, den Nordau endlich kennenzulernen, und dessen eigenes Staunen mit der Versicherung beruhigen müssen, es werde noch schöner kommen und die Klassenunterschiede würden völlig schwinden, seitdem man einmal zusammen nicht nur im Interniertenlager, sondern auch im Schützengraben gelegen sei. Man trifft sich längst in Redaktionen, auf Jours, in der Nächstenliebe und bei allen Gelegenheiten, wo ein Gedränge ist, und vielleicht kommt noch die Zeit, wo der Adel sogar noch die höchst unadelige Gesinnung abstreift, die Leute, denen er den Hof macht und überläßt, hinter ihrem Rücken grauslicher zu finden als in ihrem Gesicht. Denn das ist ein Vorurteil. Auch wird er sich nicht lange mehr zu schämen haben, mit Bürgerlichen zu verkehren, denn der künftige Adel nimmt bereits in einer Weise überhand, daß es bald mehr Ahnherren in der Kärntnerstraße geben wird, als solche, die ihre Ahnherren schon begraben haben. Viele gibt es, die nicht umsonst an Konserven oder Woldecken verdient haben wollen, ohne die Aussicht, daß in hundert Jahren ein stolzes Geschlecht undefinierbaren Ursprungs, aber sicher aus der Zeit kriegerischer Verdienste, blühen und gedeihen wird, abhold der Vermischung, unzugänglicher als die fallsüchtige Gesellschaft jener Tage, die seinem Ahnherrn keinen Fußtritt gab. Eheschließungen dürften das ihrige dazu tun, mit der Trennung vom Tisch, die so lange ein soziales Hindernis war, aufzuräumen. Denn es geschieht schon häufig, daß hochgeborene Herren die Koryphäen der Ischler Esplanade nicht nur heiraten, sondern sogar mit ihnen nachtmahlen gehen. Jupiter hat seine erotischen Neigungen so sehr als Privatsache betrachtet, daß er sich auch mit einer Königstochter nur im Inkognito eines Stiers abgegeben hat: und konnte dennoch nicht verhindern, daß es in die Mythologie kam. Er zeugte mit ihr zwei Gerichtspräsidenten. Was für eine Generation droht aber heraufzukommen, da die Väter ahnungsloser waren als die Mütter? Die Welt hat sich auf eine undankbare Art bewiesen, daß sie noch Blut hat. Jetzt wird es ihr auch nicht mehr darauf ankommen, es zu mischen, und es wird sich zeigen, daß die Vordringenden, deren seit Jahrtausenden frischer Stoßkraft keine Defensive Widerstand leisten konnte, die Sieger dieses kurzen Kriegs waren. Aber hat man ihnen nicht die Schlüssel zu den sozialen Festungen in die Hand gedrückt, als wären es die zu den Gettos? Gibt es einen Abgrund, aus dem man sie nicht heraufgeholt hat? Eine Strickleiter sozialer Verbindung, die man ihnen nicht gereicht hätte? Kinoschmierer, Operettenliebhaber, Agenten müssen sich den Hochgestellten nicht mehr aufdrängen, sie werden begehrt; und der Parvenu braucht sich nicht mehr anzustrengen, wenn Hoheit ihm auf halbem Weg entgegenkommt. Von einer Fürstin empfangen werden, ist gefährlich, weil man sicher sein kann, einen Revolverjournalisten bei ihr zu treffen, die phantasti-

schesten Zusammenstellungen sind im Geschmack der Zeit, und der arme »Würdenträger«, der unter der Last keucht, ist der mißbrauchte Dienstmann des Großindustriellen, der ihn für schlechte Behandlung durch gelegentliches Essen entschädigt. Kann man denn mit Fug noch von Vordringenden sprechen, wenn die Historischen schon hinter ihnen sind? Wahrlich, nie haben sie selbst sich das Leben so leicht gemacht wie ihnen der Feind, und der letzte Hemmschuh, den die historische Welt ihnen in den Weg legen wollte, ward durch den unerforschlichen, aber seit Jahrtausenden am Sieg wirkenden Ratschluß ihres Gottes beseitigt. Wie sollte eine Rasse, deren Ambition man nahe tritt, wenn man ihr nur die Neigung zu greifbaren Gütern vorwirft, nicht auch auf die moralischen, die doch in einem so verwandelten Leben das billige Ornament der andern sind, Appetit haben? Kommt einst der Tag — und wir erleben ihn —, daß der Wert vollends Ware geworden ist, so mag noch eine Gelegenheit bleiben, ihn aus dem Markt zu ziehen, um den ewigen Händlern die Chance zu verderben: der Adel bewaise sich, indem er ihn ablegt, und lasse die Gesellschaft als ein Getto der Nobilitierten hinter sich!

Das Lysoform—Gesicht

ist das der Zeit. Zu sehen, feixend, an allen Planken. Das Mittel ist eines der Mittel — auf »—it«, »—in«, »—ol« und »—form«, — die die Menschheit erst nötig hat, seitdem sie sie erfunden hat, und ohne welche es die Leiden nicht gäbe, gegen die sie erfunden wurden. Aber das Gesicht, das es empfiehlt, ist die Zeit selbst. Hierzulande, wo aller Verfall bunter und lauter ist als sonst in der Welt, vergeht einem Hören und Sehen, wenn man eine Planke entlang geht, nur die Zeit steht und feixt. Welch ein Tohuwabohu von Stillstand! Eine brüllende Proletenkunst feiert ihren orgiastischen Abschied vom Sinn des Lebens. Die Tobsucht empfiehlt das Lebensmittel, dessen Tyrannei den Verstand so weit gebracht hat. Die Ware ist rebellisch worden und jauchzt, springt, platzt vor Vergnügen, weil der Händler ihr die Haut des Konsumenten zur Hülle gab. Nein, an keiner Straßenecke des Fortschritts geht es so hoch her wie an der unsern. Das Ohr verspürt noch den Druck der eben verstummten Siegeschreie, deren Gewalt die Behörde eingedämmt hat, weil das Papier, nicht weil die Menschenwürde auszugehen drohte. Das Heroenzeitalter der Wiener Straße — bis auf den Sonntag, der als Unruhtag eingesetzt wurde, abgelaufen — hinterläßt im Gedächtnis einen letzten Glanzpunkt: »Krosser Sick der Türken über die Russen: Erzerum genohmen!« Kein Schweigegebot aber unterdrückt die gemalten Extraausgabenschreie, die das Auge betäuben, die vernichtenden Anschläge der Gewinnsucht auf den Geschmack. Mestizen aus Weanern und Juden, das ewige Hindernis des Trottoirs, erscheinen in liebevoller Übertreibung noch an die Wand gemalt; ein Varieté von Wucher und Wohltat tanzt vor uns, peitscht den Lebensüberdruß zum Gaudeamus und eine Quadrille von Zentauren, halb Mensch, halb Ware, bestürmt uns, kein Spielverderber zu sein. Transzendente Antlitze von Gastwirten, melancholisch überschattete Judenbuben, die einen heitern Abend versprechen, obers-

schaumgeborne Aphroditen, Bulldogs mit Hausmeistergesichtern, Mißgeburten, die strampelnd schon mit Gummiabsätzen zur Welt kommen, brave Soldaten, die außer sich vor Freude sind, weil Antinikotin gesiegt hat, während die Entente—Leute verbluten, weil sie nicht beim Jacobi kaufen — und über dieser Farbenhölle, die losgelassen ist, um die Zugkraft des Todes für ein niedriges Lebensinteresse zu verwerten, über diesem schüttelnden Fleckfieber der Zeit, über diesem Gliederkrampf von lebloser Feschität und ausgefressenem Marasmus: das gewitzte Ponem des Lysoformbengels, der zu wissen scheint, was er weiß, der sagen könnte, was er nicht sagen will, nämlich wofür das Mittel auch probat ist. Mit der lächelnden Miene eines, der eine Diskretion begeht, der sich auskennt, der in dem Punkt Erfahrungen hat, dem schon manches untergekommen ist, der viel erzählen könnte, wenn er wollte, schweigt er, und sagt: »Unentbehrlich für die Frauen.« Schweigt so die Zeit nicht? Sieht sie so nicht aus? Die Moral, die das Geschlecht verbietet und als Gegenstand des Humors für geschlossene Zirkel zuläßt, räumt ein, daß die Sache ernst ausgehen kann, und findet das komisch. Der Händler illustriert die Gefahr durch einen wissenden, eh schon wissenden Ladenschwengel, der mit gekniffenem Auge und dem von einem Ohr, das viel gehört hat, bis zum andern verzogenen Lächeln um keinen Preis verraten will, was er weiß, aber schließlich mit sich reden läßt. Die Passantin, der ein Rat erteilt wird, wird angegrinst und entschließt sich, weil Lysoform nun einmal so pikant sein soll, zu einem Kauf. Diesem Lockvogel ist nicht zu entgehen; diesem eingeweihten Schelm, der täglich Lysoform empfiehlt und am Sonntag auch die Plauderei schreibt, kann man nicht nein sagen. Keine Frau, keine Behörde. Solches Vorbild einer Moral, die längst Herrenabend gemacht hat, begleitet uns auf allen Wegen. So angeschaut, so von allen Sendboten der Hölle angerufen zu werden, ergötzt uns, stört uns nicht. Niemand beklagt sich, kein Steinhagel macht der Zumutung ein Ende. Und niemand erschrickt bei dem Gedanken, daß in einer durch gnädigen Zauber plötzlich ausgestorbenen Stadt diese Gesichter in ihrer überlebendigen Überlebensgröße überleben und uns in die Verwesung nachstarren könnten.

Glossen

LESESTÜCKE

Aus einem im Verlag von Karl Meyer in Hannover erschienenen, für den Schulgebrauch bestimmten Lesebuch der Rektoren Kappey und Koch in Hildesheim:

»*Regiment greift an*, von Leutnant Hoppe vom Regiment 79:

Da drüben, da drüben liegt der Feind
In *feigen* Schützengräben,
Wir greifen ihn an, und ein *Hund* wer meint,
Heut würde Pardon gegeben.

*Schlagt alles tot, was um Gnade fleht,
Schießt alles nieder wie Hunde,
Mehr Feinde, Mehr Feinde! sei euer Gebet!
In dieser Vergeltungsstunde!*

Aus drei im pädagogischen Verlag A. Haase in Prag erschienenen Büchlein des Wiener Lehrers Weyrich:

»*Auf daß ihr mit wissendem Herzen und Munde hasset, halte ich euch einen Spiegel vor, aus dem euch das neidverzernte und haßverfärbte Antlitz des falschen Albion entgegengrinst.*«

»*Jetzt freilich möchte ich nur wünschen, daß den Russen Galizien all seine Gaben: Armut und Schmutz, verseuchte Brunnen und tolle Hunde, Hunger und Seuchen in verschwenderischem Maße zuteil werden läßt.*«

»*Von den Kerlen aber ist nichts zu sehen! Schauen in ihren Monturen aus, als wären sie aus demselben Lehm und Sand geformt, um den wir uns nun tagelang raufen. Sind feige Hunde, die Erdfarbenen!*«

»*Alles schwarz von Russen, grad so wie in einer vernachlässigten Küche! Man braucht nicht zu zielen: einfach losdrücken und schon liegt einer. Na, da knallten wir sie nieder, wie die Köchin raschen Fußes das Ungeziefer zertritt.*«

»*Sakra, dös war höllisch fein! Bald hab' i 's Vurtl heraußt g'habt. Eini das Messer ins Russenfleisch und gach umdraht!*«

»*Hei, da haben wir mit unseren Karabinern dreingehauen, als gälte es Klötze zu spalten. Hab' auch viele Russenschädel zerschlagen. Hurra!*«

»*Es muß ein ganz eigenartiges Gefühl sein: Hier zu stehen, den Feind 'rankommen zu sehen und ihn niederknallen zu können ohne daß er einem recht ankann.*«

»*... und jetzt darf ihnen (den Russen, die sich ergeben) niemand mehr etwas tun als: gefangennehmen. Und hätten doch so gern diese Gazember (magyarisches Schimpfwort) ein bißl massakriert ...*«

»*Jeden einzelnen von uns hat der Krieg aus dem Alltag gerissen, hat ihn umgeformt und sittlich wachsen lassen. Wir alle sind bessere Menschen, bessere Österreicher geworden!*«

* * *

GEBT FEUER, IHR BERGE! SPEIT!

»*Wieder einmal nimmt das Wiener Kaffeehausleben eine Umgruppierung vor ... die Begriffe Semmel, Kipfel, Baunzerl ... gelbes Kriegsweckerl ... bis die Wiener Cafétiers auch diese Position aufgeben mußten ... Und während draußen unsere Helden stürmen und siegen, standhalten und erobern, nahm die bürgerliche Defensive des Wiener Kaffeehausgastes ihren nicht immer erwünschten, aber wirtschaftlich—strategisch höchst notwendigen Fort-*

gang ... das *Schlagobers*, das üppig und lockend die Wiener Melange zur kulinarischen *Sehenswürdigkeit* erhob, wurde glattweg konfisziert, und nun ist eine ganz *neue Linie bezogen worden* ... Die Nachmittagsjause ist auf unbestimmte Zeit *beurlaubt*. Heute hatten die Wiener Kaffeehäuser ihre *melangelose Premiere*. Wenige Minuten vor 2 Uhr ... noch ein »Kapuziner« oder eine Melange »*mehr dunkel*« oder eine »*Obers gespritzt*« serviert, punkt 2 aber ein derartiges Begehren mit einem, *je nach der Gemütsart des Kellners bedauernden* oder *ironischen* Achselzucken verweigert. Und als späterhin einige Gäste in wenig *geschmackvoller Weise* das Milchverbot umgehen wollten, indem sie *ihren Schwarzen* durch mitgebrachte Milch zu einem Weißen machten, wurde ihnen klargemacht, daß auch dies nicht erlaubt sei. Der Wiener Kaffeehausgast hat aber auch die neueste *Probe auf seine Bereitschaft zum Durchhalten* vortrefflich bestanden ... Denn schließlich gehen ja doch die meisten Wiener, Herren und Damen, in erster Linie der *Gesellschaft* halber, um Zeitungen zu lesen, um eine Ruhepause zu genießen, um zu *plauschen* und zu *politisieren*, ins Café, das ja bei uns weniger »Lokal« als Klub ist. Ganz schlaue Leute aber wußten sich heute schon zu helfen. Sie erschienen später als sonst, erklärten dem Markör, daß sie *noch warten wollen*, und bestellten dann pünktlich eine Minute vor 7 Uhr: »*Markör, eine Teeschale Melange, sehr licht.*«.

Nein, Doppelschlag!

* * *

DAS GEDANKENLEBEN

Zwei Stufen des Denkvermögens gibt es jetzt. Auf der einen, der höhern, sagt man: »Krieg ist Krieg.« Hier ist außer der Erkenntnis noch der Rat inbegriffen, sich danach einzurichten oder wenns nicht paßt, nach einem andern Planeten auszuwandern, falls man die Grenzübertrittsbewilligung bekommt. Diese Formel berücksichtigt die unabsehbaren Schwierigkeiten und Gefahren, die sich aus der einmal gegebenen Tatsache ergeben, ohne jedoch den, der sie anwendet, an diesen Fatalitäten schuldig oder beteiligt erscheinen zu lassen. Nur im Munde solcher, die nicht daran sterben, ist diese Definition des Krieges gebräuchlich, die andern wissen vielfach, daß der Krieg auch etwas anderes ist als Krieg. Auf der zweiten Stufe aber drücken sich die Leute, denen es nicht geschah, weniger kompliziert aus, sondern sagen einfach: »Jetzt ist Krieg.« Diese Erkenntnis hält sich gleichfalls an die einmal gegebene Tatsache, weist aber den barsch ab, der dem Sprecher irgendwelche Zumutungen stellen möchte, denen er schon im Frieden nur schlecht oder ungerne entsprochen hat und von rechtswegen auch im Krieg zu entsprechen hätte, also nicht als ob ihm eine neue Leistung aufgebürdet würde, sondern weil die alte von ihm verlangt wird. Es ist allenthalben nicht nur das Zauberwort, das den Wucherinstinkt bis zur Aufopferung des letzten Schamgefühls entfesselt hat, sondern es ist auch in der Niederung jener, die vom Krieg nichts ha-

ben können, die Ausrede der Lässigkeit und die Entschuldigung der Schlamperei, und man hat den Eindruck, als sollte die Felddiensttauglichkeit anderer die eigene Untauglichkeit zu jedem andern Dienst erfordern. Man muß darauf gefaßt sein, daß man von einem Kellner, dem man jetzt etwa raten würde, die Tür geräuschloser zu schließen oder den Finger nicht geradezu in den Teller zu stecken, die Antwort bekommt: »Jetzt ist Krieg.« Blitzschnell hat diese Erkenntnis alle Gebiete des öffentlichen und des privaten Lebens, jenseits aller Notwendigkeiten, die sich aus der Tatsache, daß Krieg ist, ohnehin ergeben, durchsetzt und den Zustand eines andern Kriegs geschaffen, den das Hinterland auf eigene Faust zu führen scheint. Jener Krieg ist dieser Krieg. Eben dort, wo noch die Bahn des Lebens frei wäre pflanzt sich die störrige Banalität auf und zwingt uns zur Umkehr durch die vorgehaltene Warnung: Jetzt ist Krieg. Der Gedanke lebt und jeder nimmt sich seinen Teil von dem allgemeinen Recht, ein Hindernis zu sein. Alles andere aber, was so tagsüber den Leuten aus dem Mund kommt, ist nur die feierliche Redensart, die öfter gestorben ist, als jener Tod, den sie bezeichnet, erlitten wurde. Wer hätte denn je gedacht, daß eine Zeit anbrechen werde, die solcher Menschenware den Stolz beibringt, einer »Epoche« anzugehören! Glotzende Fettaugen auf der Wassersuppe des Lebens, starren uns die heroischen Worte an, als wäre, wenn das Ohr versagt, auch dem Aug noch ein Tort erwünscht. Dieser Gallert, nicht zertreten, kaum bewegt vom Ereignis, schillert in den Farben der Glorie, und ich weiß nicht, habe ich es erfunden oder ist es nur wahr: in einem Kaffeehaus, in dessen Luft ein Schlachtenlärm ist von Prozenten und Miasmen, in einer jener großstädtischen Lokalitäten, in die der Kriegszwang selten eingreift, seltener die Gerechtigkeit, wiewohl sie es blind vermöchte, in einer jener Baracken, wo sich die Entlausung des Hinterlands durch den Krieg als Utopie herausstellt, sagt einer plötzlich: »Was heißt nein? Ich sag Ihnen sein Vorgesetzter selbst hat ihr geschrieben, so wahr ich da leb, er wird in den Annalen fortleben.«

* * *

EIN IRRSINNIGER AUF DEM EINSPÄNNERGAUL

Wunder gibts jetzt nur in der Technik, Symbole wachsen in der lokalen Chronik. Hier ist eines, das ziemlich gut zeigt, wie ich mir die Lage der Welt im Krieg, die Lage unserer Welt, schon immer vorgestellt habe.

[Ein Irrsinniger auf dem Einspännergaul.] Eine aufregende Straßenszene hat gestern abend an der Kreuzung der Alser— und Landesgerichtsstraße eine geraume Zeit lang unter den vielen Vorübergehenden großes Aufsehen erregt. Gegen halb 8 Uhr fuhr ein Einspännerwagen mit zwei Damen als Fahrgästen und Gepäck, das auf dem Bocke verstaut war, in der Universitätsstraße gegen die Alserstraße. Als der Wagen im langsamen Tempo zur Kreuzung der Alser— und Landesgerichtsstraße fuhr, kam ein junger Mann in Infanteristenuniform plötzlich im Laufschrift auf die Straße und stürzte sich dem Einspännerrosse entgegen; er faßte es an dem Zügel und wollte das Pferd anhalten. Der Kutscher war über-

rascht, die beiden Insassen waren erschrocken. Der Kutscher schlug mit der Peitsche auf das Pferd ein, um es zu schnellerem Trabe zu veranlassen und dem jungen Menschen zu entkommen; das Pferd lief auch schneller, da sprang der junge Mensch wieder an den Gaul heran und schwang sich auf ihn. Mit der bloßen Hand trieb er das arme Tier zu noch schnellerem Laufe an, indem er dabei wiederholt »Hurra!« schrie. Nun hatte der Kutscher die Lenkung über das Pferd ganz verloren und der sonderbare Reiter ließ den Gaul ganz umkehren. Im Galopp kam das Tier mit dem schleudernden Wagen gegen die Kreuzung. Das Abenteuer hätte noch schlimm enden können, wenn nicht an der Kreuzung ein Sicherheitswachmann das Pferd am Zügel gefaßt und zum Stehen gebracht hätte. Der Wachmann zog den Reiter wieder auf den Boden herab. Kutscher und Fahrgäste atmeten auf. Um den Wagen sammelte sich gleich eine große Menge an. Der junge Mann, der offenbar geistesgestört ist, wurde der irrenärztlichen Behandlung übergeben.

Wann, wann, wann! Wann kommt er, der Wachmann! Wenn man einen braucht, ist natürlich keiner da.

* * *

WÜSST' ICHS DOCH!

Wer liefert

8-cm-Stahlgranatenrohlinge?

3000 bis 5000 Stück per Woche während drei Monaten von April ab. Gefällige Offerten unter »Stahlgranatenrohlinge 4552« an das Ankündigungs-Bureau dieses Blattes.

* * *

BAGATELLEN

... Tatsächlich hatte der Unfall, *abgesehen* von dem erwähnten Verluste an Menschenleben (9), nur einen rasch gelöschten Brand zur Folge, ohne daß durch diesen die geringste Betriebsstörung eingetreten ist. Derlei Unfälle sind bei der so umfangreichen, auf das äußerste gesteigerten Erzeugung und Verarbeitung von explosivem Material unvermeidlich, jedoch für die Munitionsversorgung ohne Bedeutung.

Nämlich im Vergleich mit den viel größeren Unfällen, die späterhin den Zweck und nicht die Gefahr der Munitionsversorgung bedeuten. Wenn diese eine wohltätige Einrichtung zur Vermehrung von Menschenleben wäre, ließe sich von der Affäre ein Aufhebens machen. Ebenso unberechtigt ist es aber, wenn von dem Verlust an Menschenleben Notiz genommen wird, den — als die letzte Wirkung der erzeugten Munition — unvorsichtiges Hantieren mit einem vom Vater den Kindern mitgebrachten Explosivgeschosß hie und da verur-

sacht. Solche nicht beabsichtigten Unfälle sollten am besten aus der Diskussion bleiben. Was sich vorher und nachher mit der Munition begibt, zählt nicht. Die Zeit ist viel zu ernst, um sich mit solchen Bagatellen abzugeben.

* * *

Ein Protz

Ein Kinobesitzer (der doch ohnehin von Berufs wegen sein Scherflein beiträgt) verklagt einen Feuerwächter wegen Ehrenbeleidigung.

... Bei der Begründung des freisprechenden Teiles der Klage führte der Richter aus, daß nach den dem Gerichte völlig glaubwürdig erscheinenden Angaben der beiden Zeuginnen der Kläger *sich selbst gebrüstet* habe, daß er zu einem leichten Dienst gekommen sei und daß es ihm *sehr viel Geld gekostet* habe. Bezüglich dieser daher von dem Angeklagten nur wiederholten Äußerung erachte das Gericht den Wahrheitsbeweis als gelungen.

Damit ist der Gerechtigkeit genüge geschehen. Bewiesen ist wohl außerdem, daß der Kläger *renommiert* hat. Man hört oft von solchen Protzereien, aber die Zeit ist viel zu ernst, um dergleichen zu beachten. Die Tatsache der Äußerung kann Gegenstand einer Beweisführung sein, aber nicht ihr Inhalt. Das würde zu Weitläufigkeiten führen und da es nicht gelingen würde, versucht man es gar nicht erst, sondern geht zur Tagesordnung über, in der sich der schwere Dienst von selbst versteht.

* * *

Der Mann von fünfzig Jahren

Goldene Worte

Professor Dr. K. F. Wenckebach, der Vorstand der Ersten medizinischen Klinik in Wien, hat vor mehr als 2 Jahren, kurz nachdem er seiner Berufung nach Wien Folge geleistet hatte, einen Vortrag »Über den Mann von fünfzig Jahren« gehalten, der erhebliches Aufsehen nicht nur in der medizinischen Welt, sondern auch in Laienkreisen, vor allem aber *in den Kreisen der Fünfziger* erregt hat. Dieser Vortrag ist jetzt im Verlag Moritz Perles, Wien, in dritter Auflage als kleines Buch erschienen, wohl der beste Beweis, wie groß *das allgemeine Interesse* an der von Wenckebach angeschnittenen Frage ist, ob auch der Mann um die fünfzig herum einer schweren Störung seines Allgemeinbefindens unterworfen erscheint.

Kein Zweifel, denn es ist der Zeitpunkt, wo die Natur auf Wahrheit dringt, weil sie lange genug gewartet hat, daß aus jungen Männern alte Weiber werden. Besonders bei den deutschen Dichtern, die dazu inklinieren, fünfzig Jahre alt zu werden; und man erinnert sich noch, daß nach Ablauf der Periode, da Frau Hermann Bahr am Lido in wallenden Gewändern sich zeigte,

die Epoche begann, in der der Kollege Dehmel sich einen Tschako aufgesetzt und sogar Kriegsgedichte verfaßt hat.

Nach einer allgemeinen Übersicht über die Entwicklungskrankheiten des heranwachsenden und erwachsenen Menschen geht der hervorragende Wiener Kliniker auf den fünfzigjährigen Mann als Patienten über und bemerkt: »Es fällt uns zuallererst auf, daß die Patienten fast nie dem arbeitenden Stande angehören, sondern meist besseren und besten Kreisen entstammen, und wenn man sie im allgemeinen charakterisieren soll, könnte man sagen, daß es Menschen sind, von denen das Leben viel verlangt hat, die aber auch selbst viel vom Leben verlangen.«

Gewiß, die Fünfzigjährigen verlangen vom Leben oft mehr Geld als es zu geben hat, besonders, wenn sie Medizin studiert haben. Wiewohl sie aber dem Leben mit dieser Forderung unaufhörlich nachlaufen und sich gehörig abstrapazieren, nehmen sie nicht nur an Geld zu, sondern.

»Meistens ist ein gewisser Grad von Fettsucht vorhanden, ein dicker Bauch, ein festes, pralles Fett ... «

Davon kann man sich bei einem Blick auf das Hinterland überzeugen, soweit es nicht schon anderweitig mit besserem Erfolg gemustert wurde. Wenckebach konstatiert eine Arrhythmie des Pulses.

Von oft ausschlaggebender Bedeutung sei die Beruhigung des Patienten, der zweite Hauptpunkt die diätetische Behandlung, wobei es oft notwendig sei, das Körpergewicht etwas herabzusetzen. Gewöhnlich genügen aber fünf bis zehn Kilogramm im Laufe von Monaten oder einem Jahr als Gewichtsverlust. Einschränkung der Fettzufuhr, Sparsamkeit mit Zucker, nicht ausschließlich Fleisch, nicht viel Gewürze, nicht schlemmen, im Alkohol— und Tabakgenuß Mäßigkeit — dies hat Professor Wenckebach fast immer zum Ziel geführt.

Dieser Wenckebach mag sein Fach verstehen, aber man kann nicht leugnen, daß die Größe der Zeit seiner Methode wesentlich zu Hilfe kommt. Zwar läßt sich nicht leugnen, daß die jetzt ohnedies vorgeschriebene Kur, das Körpergewicht etwas herabzusetzen, der Beruhigung des Patienten geradezu entgegenwirkt, ja daß durch die Notwendigkeit, sich ihr zu unterwerfen, die Arrhythmie des Pulses noch verstärkt wird. Man hat jetzt bei Fünfzigjährigen vielfach eine Störung des Allgemeinbefindens beobachtet, die bei jüngeren Jahrgängen sogar häufig zu letalem Ausgang geführt hat. Aber Wenckebach, der kein Chirurg ist und überhaupt im tiefsten Frieden zu leben scheint, empfiehlt auch »eine vernünftige Lebensweise«, nämlich: »geistige Ausspannung und körperliche Bewegung«. Erstere ist mangels dessen, was auszuspannen wäre, schon lange mit den größten Schwierigkeiten verbunden, aber für die letztere ist jetzt hinreichend gesorgt, und wenn es ehemals die grausamste Betätigung des landesüblichen Humors war, den Dickwanst tiefe Kniebeuge machen zu sehen und lachend zu beobachten, wie der Nebenmensch nichts zu lachen hat, so sind jetzt ihrer so viele in solcher Lage, daß die schadenfrohen Zeugen fehlen. Wenckebach mag eine Kapazität sein, aber es dürfte jetzt kaum einer seiner Ratschläge bedürfen, wo so vielen, auch jenen, die jünger

oder älter als fünfzig sind, außer der körperlichen Bewegung Einschränkung der Fettzufuhr, Sparsamkeit mit Zucker, nicht ausschließlich Fleisch, nicht schlemmen, im Alkohol— und Tabakgenuß Mäßigkeit gratis ordiniert wird. Wem würde heute, wenn er in ein Gasthaus kommt, in der festen Absicht zu schlemmen, nicht von der Speisekarte selbst Einschränkung der Fettzufuhr und Maßhalten im Fleischgenuß empfohlen, von der Zuckerkarte nicht die einschlägige Diät, wem nicht von der Trafikantin selbst, die doch gewiß ein Faible fürs Rauchen hat, Enthaltung vom Tabakgenuß? Es braucht kein Wenckebach vom Katheder herzukommen, um das zu sagen. Es wären denn die Worte, die er zu sagen hat, sogenannte goldene Worte.

Und zum Schluß spricht Professor Wenckebach die goldenen Worte aus: »Wenn der Patient sieht, daß er durch eine vernünftige Lebensweise sein Wohlbefinden zurückerlangt, bekommt er Zutrauen zu seinem Arzt, zugleich aber das erhebende Gefühl, daß er kein Patient mehr ist und, von seinem Arzt nicht mehr abhängig, sein Los wieder selbst bestimmen kann. Das aber ist auch der höchste Erfolg für den Arzt, seinen Patienten so weit zu bringen, daß er den Arzt entbehren kann!«

Wenn man dazu noch bedenkt, daß bekanntlich ein guter Arzt auch ein guter Mensch sein muß und vice versa und daß somit Wenckebach der Nachfolger Nothnagels ist, so sind das entschieden Worte, die mehr Gold für den Patienten als für den Arzt haben, dessen Selbstaufopferung, wenn es einmal so weit kommt, zu den heroischsten Erscheinungen dieses Zeitalters gehört, nur vergleichbar dem Harakiri des Generals Nogi. Aber abgesehen davon, daß soeben allerorten eine »entsprechende Erhöhung der Ärztehonorare« erwogen wird, wiewohl doch schon der Tarif in Friedenszeiten Preistreiberei nicht ausgeschlossen hat, und abgesehen von der menschlichen Erkenntnis, daß am Golde alles hängt, wäre zu bedenken, daß die Weisheit der Ostasiaten in einem anderen, praktischen Glanzpunkte nachgeahmt werden könnte, ohne daß die medizinische Praxis geradezu eine Katastrophe erleiden müßte. Der Arzt kann nämlich den Patienten am Leben lassen, ohne sich umzubringen. Das Geschäft würde allerdings eine materielle Schmälerung riskieren, aber die Seele eines sittlichen Zuschusses sicher sein. Es genügt, sich statt des Heroismus nur die Weisheit der Ostasiaten zum Vorbild zu nehmen und sich einfach statt für die Krankheit für die Gesundheit honorieren zu lassen. Wenckebachs Entsagung würde kein Echo bei der Fakultät finden. Denn Hand aufs Herz — das ja menschlichen Wallungen genau so ausgesetzt ist wie das des fünfzigjährigen Patienten, der ein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Verdienner feiert und vom Leben für die Zukunft noch mehr verlangt —, das ist ja alles ganz gut, ein guter Arzt muß ein guter Mensch sein, aber ein Arzt ist eben auch ein Mensch, also Hand aufs eigene Herz: welcher Wiener Universitätsprofessor und Konsiliarius, welcher europäische Arzt lebt, der den Tag nicht erwarten kann, wo er seine Patienten so weit gebracht haben wird, daß diese den Arzt entbehren können? Solange die Ärzte fürs Kranksein bezahlt werden, mag ein Heiliger unter ihnen der Verlockung widerstehen, wenn schon nicht das Kranksein zu verlängern, so doch dem Gesundwerden mit Besorgnis entgegen-

genzusehen ¹. Kein europäischer Arzt wird sich des Wunsches überführen können: wenn der zudringliche Mensch von einem Patienten nur schon endlich gesund wäre, damit ich ihn nicht mehr sehen müßte und er mich entbehren kann der Kerl — was ich dem koste, das ist schon wirklich nicht mehr auszuhalten! Dagegen in Ostasien, Herr Kollega, dort sind die Ärzte wirklich sehr interessiert: sie bekommen nur Honorar, solange der Klient gesund ist, und da schauen sie wirklich dazu, daß ers bleibt. Vielleicht, daß eben darum dort auch die Fünfzigjährigen keiner Störung des Allgemeinbefindens unterworfen sind.

* * *

ÜBERRESTE AUS DER VERGANGENHEIT

... Sodann protestiert Redner (Graf Josef Karolyi) gegen die Art und Weise, in der Abgeordneter Sandor die Träger historischer Namen mit den Geschäften der Großbanken in Verbindung gebracht habe. Wohl haben, erklärt Redner, die Träger historischer Namen *in der Vergangenheit* nach dem Beispiele des Grafen Stephan Szechenyi wie in den anderen Zweigen des volkswirtschaftlichen Lebens sich auch im Finanzleben betätigt. Aber sie taten es aus Patriotismus, nicht aus Gewinnsucht. Seitdem ist eine *neue Klasse erstanden*, welche sich auf volkswirtschaftlichem Gebiet betätigt und davon lebt. Seitdem sind die Träger historischer Namen auf diesem Gebiete immer mehr in den Hintergrund getreten. (Zustimmung links.) *Heute gehören Fachleute dazu*, um an der Spitze von Banken zu stehen. Wenn *heute noch sporadisch* Träger historischer Namen an der Spitze von Banken angetroffen werden, so sind dies *Überreste aus der Vergangenheit* und *gehören nicht mehr dorthin* ...

Hier ist die Entwicklung anders dargestellt, als man sie sich sonst denkt. Wo sind die Zeiten, klagt hier ein Historischer, da sich die alten Adelsgeschlechter noch am finanziellen Leben beteiligt haben. Immer sind sie an der Spitze der Banken gestanden, dann aber sind die Fachleute gekommen und haben sie verdrängt. Die Historischen nahmen die Vordringenden in den Verwaltungsrat auf, der Namen wegen, und jetzt sind sie selbst draußen, und an der Spitze der Banken stehen jetzt Juden, die zu einer solchen aristokratischen Beschäftigung von Natur zwar nicht taugen, aber sehr schnell verstanden haben, sich mit den Positionen das nötige Fachwissen anzueignen, während die Historischen nur mit der Ehre beteiligt waren.

* * *

NARBEN UND NOTIZEN

(*Verwundetenjause.*) Vorige Woche fand *im Palais des Kommerzialrates* Thury v. Thurybrugg auf der Seilerstätte eine Bewirtung

1 Was bringt den Doktor um sein Brot? / a) die Gesundheit, / b) der Tod. / Drum hält der Arzt, auf daß er lebe / und zwischen beiden in der Schwebe.

verwundeter Soldaten statt, welche von der Tochter des Hauses, Fräulein Paula v. Thury im Palfy—Spital gepflegt werden. Nach einer Bewirtung der verwundeten Soldaten folgte eine Reihe künstlerischer Vorträge. Den Reigen eröffnete ... dann sang ... am Klavier begleitet von ... der bekannte Mitarbeiter der 'Muskete' ... und am Schlusse trug ... Unter den Gästen bemerkte man: Gräfin Hohenwart, Markgräfin Helene Pallavicini, Baron und Baronin Joachim Brenner, Gräfin Hilda Attems, Baronin Foulon—Norbeck, Frau Anna v. Goldegg mit Tochter, FML. v. Feigl, Generalkonsul Stepsky v. Dollivar, Frau von Stepsky—Scoda, Fräulein Irma v. Witttek, Herr und Frau v. Schönthan, Frau Ferraris mit Tochter usw. Mit sichtlicher Freude über das Gebotene und unter lebhaften Dankesbezeugungen wurden die Verwundeten sodann wieder in das Spital zurückgeleitet.

Verwundetenjause — Welch ein Wort! Es hieße nicht so, wenn nur Verwundete jausten und nicht auch Gesunde zuschauten. Arme Teufel, die so geführt werden! Warum, warum das alles! Bürgerliche wollen. Aristokraten können. Aber müssen Verwundete?

* * *

FRIEDENSRISIKO

(»Im Weltenbrand«) Baronin Stella Berger—Hohenfels wird an ihrem Vortragsabend, der demnächst stattfindet, unter anderm auch *Kriegsliedgedichte* aus der Feder des Oberleutnants Emil Spitzer vortragen.

Das sollte sie nicht.

Diese wie viele andere Gedichte von Oberleutnant Spitzer sind jetzt in neunter Auflage als Buch unter dem Sammelnamen: »Im Weltenbrand — Kriegslieder aus österreich—Ungarns und Deutschlands *größter Zeit*« erschienen. Das mit Illustrationen reich ausgestattete Buch enthält viel Stimmungsvolles und gut Empfundenes, und manches der Lieder eignet sich vorzüglich zur Vertonung *und wird wohl den Krieg lange überleben*.

Wir sind für den Frieden, aber nicht für den Frieden um jeden Preis.

* * *

WAS SIE GELEHRT HAT

(*Die letzte große Zeit*) hat gelehrt, daß es unnötig ist, Büromöbel amerikanischer Herkunft zu kaufen, nur »Austria Büromöbel«, Wilhelm Fehlinger u. Söhne, Wien, 4. Bezirk, Rittergasse 3 und 1. Bezirk, Stubenring 16, sind heimisches, erstklassiges Erzeugnis, Die letzte? Nein, sie ist noch immer groß.

* * *

DIE DIREKTIONSKRISE IM DEUTSCHEN VOLKSTHEATER

— nun die ist aber doch schon überstanden? Die Vertragsbedingungen des Vierverbands, was red ich, die Friedensbedingungen des Fünferkomitees sind doch abgelehnt, was red ich, angenommen? Wenn aber nicht, und wenn vom Herrn Weiße noch einmal während des Weltkriegs die Rede wäre, dann müßte ich doch glauben, daß der Herr Weiße den Weltkrieg inszeniert hat, weil der ja so gar nicht wirksam ist!

* * *

ENDLICH!

Heute hat der erste Balkanzug Wien passiert ... Nach achtzehnmönatiger Pause rollt heute zum erstenmal wieder ein direkt verkehrender Schnellzug den Donauweg hinab, durch Serbien und Bulgarien nach der türkischen Hauptstadt. Die weltbewegenden Ereignisse der abgelaufenen anderthalb Jahre kommen in der Instradierung dieses Zuges zu sinnfälligem Ausdruck.

... Die glänzenden Waffentaten unserer und der verbündeten Armeen haben mit gewaltigen Schlägen diesen Ring gesprengt und die Bahn freigemacht für die unmittelbare Verbindung der Länder, die seit Kriegsbeginn einander so nahegetreten waren ...

Der Münchner Zug fuhr nach wenigen Minuten ein und *als erster entstieg ihm Dr. Ludwig Ganghofer ...*

* * *

EIN PIONIER

Auf dem Bahnhof ein Durcheinanderwimmeln von *Kultur* und *Orient*, von schwarzen Zylindern, deutschen Pickelhauben, österreichischen Mützen, türkischen Tropenhelmen, roten Festulpen und farbigen Turbanen. Ein Geschwirre von zwanzig Sprachen und dann die freundliche Frage: »*Kann ich Ihnen irgendwie nützlich sein?*« Ein Herr von der deutschen Botschaft *hat den Landsmann in mir erkannt. Wie nett das ist: in der Fremde sich so dienstwillig behütet zu sehen von der Heimat!*

Ja, das ist die Aufgabe der Heimat, Überflüssig zu sagen, daß der Vertreter der Kultur, dem es so gut ging, der Ganghofer war. Aber was nützt das alles —

Man möchte deutsche Arbeit im Orient verspüren, möchte Hoffnungen stützen, möchte gleich in der ersten Stunde *mit einem tiefen erquickenden Trunk* das Aufblühen der Türkei verkosten. Ich guckte mir fast die Augen aus.

Der tief erquickende Trunk erfolgt abends im Hotelsaal, aber außer den dort versammelten Journalisten, wieder nur ein Gewimmel von Kultur und Orient — »alles Leute, die schon seit Monaten als Pioniere der deutschen Arbeit auf türkischem Boden standen«, freilich nicht als Pioniere, aber doch als

Kriegsberichterstatter — ist noch nicht viel zu sehen, was für das Aufblühen der Türkei charakteristisch wäre. Im Gegenteil.

Pera ist ein *Klein—Paris*, wie die *Kintöppe* Kunsttempel sind. Von denen wimmelt es auf dem untürkischen Ufer des Goldenen Horns. Bis in die Mitternachtsstunde dudelten und quiekten an allen Ecken und Enden der Hauptstraße die maschinellen Musikinstrumente dieser *zweifelhaften Kulturfabriken*, die das *romanische* Abendland dem Morgenlande bescherte ...

Demnach müßte Paris selbst, das große, doch eigentlich das sein, was man »'ne Nummer« nennt. Da aber von dort die Kinos kommen, so hat es wieder nicht mehr Kultur als Pera. Eine spezifisch romanische Einrichtung das; die Berliner wissen nichts davon und nennen es darum statt Kino irrtümlich Kintopp.

* * *

Als Liebesgabe
ins Feld
eignet sich am besten ein Abonnement auf
„Die Zeit“

* * *

Zeitgemäß!
TOTENKULT IM ZIMMER!
ZIMMERDENKMAL!
RELIGIÖSE ERHEBUNG!

* * *

1916

Im Johann—Strauß—Theater erreichte die »Csardasfürstin« die hundertfünfundzwanzigste Aufführung ...

Im Carltheater brachte es die Operette »Fürstenliebe« zur fünfzigsten Aufführung ...

Im Bürgertheater wurde die Straus'sche Operette »Liebeszauber« zum fünfzigsten Male wiederholt ...

Das Lustspieltheater feierte die hundertste Aufführung der »Prinzessin Revue« ...

* * *

DIE PRAGER ZENSUR

hat die Aufführung von Shakespeares »Heinrich IV.« verboten.

* * *

DAS IST EINER!

[Vortragsabend Otto Treßler.] Herr Treßler vom Burgtheater hielt im mittleren, sehr besuchten Konzerthausssaale einen Vortragsabend aus *klassischen* Dichtungen. Auch in seiner Lesekunst bleibt Treßler durchaus Schauspieler; die Beweglichkeit seines Naturells, die echt schauspielerische Geschmeidigkeit, sich rasch in vielfache Charaktere umzuwandeln, durch das ungemein lebendige Mienenspiel viele Masken anzunehmen, gibt auch seinen rezitatorischen Darbietungen Reiz und Farbe. Die hauptsächliche Wirkung erzielt aber Treßler durch die auch literarisch höchst anregende Art, oft übersehene dramatische Momente berühmter Balladen und selbst rein lyrischer Gedichte hervorzuheben. So gewann diesmal Goethes »Zauberlehrling« *völlig humoristische*, um nicht zu sagen, *parodistische Deutung*. Treßler formte aus der Ballade ein *possierliches Lustspiel*, in dem *der würdige Meister* und *der drollig betroffene Lehrling* zu *allgemeiner Heiterkeit* anregten ... In dem zumeist lehrhaft aufgefaßten Rückertschen Gedicht »Vom Bäumlein, das andere Blätter gewollt«, schien das Tannenbäumchen, das sich bald in Gold, bald in Glas und zuletzt wenigstens in Blätter hüllen möchte, vor dem belustigten, wenn auch nicht eben lyrisch gestimmten Zuhörer mehrere Rollen der Reihe nach, zu spielen, und selbst das Goethesche »Heidenröslein« gewann einen *pikanten humoristischen Klang*. Die »Braut von Korinth« wirkte völlig als dramatisches Gebilde; zumal der Augenblick, da die entsetzte Mutter die Tochter in den Armen des Fremden findet, erweckte geradezu *Theaterspannung* ...

Um es mit einem Wort, und zwar dem gräßlichsten, das diese neuösterreichische Lebensrichtung kennt, zu bezeichnen: die Klassiker sind also vielmehr »Klassikaner«, und der Herr Treßler ist ein Lustikus. Da gegen seine Verwandlungsfähigkeit der Fregoli ein steinerner Gast und das Chamäleon ein Nashorn ist und da er über und über von Spitzbübereien steckt, so dürfte er sich zum König Lear hingezogen fühlen und riskieren, daß ihn die Töchter einen alten Vokativus nennen. Zu Possen aufgelegt wie ein Tannenbäumchen, das andere Rollen hat gewollt; keck wie ein Zauberlehrling, der so lang' eine spielt, die ihm nicht liegt, bis der Meister kommt, der sie ihm wieder abnimmt. Aber der kommt nicht mehr, eine Polizei, die die Klassiker gegen den Beifall eines lachlustigen Publikums schützt, das sie »klassisch« findet, gibt es leider auch nicht, und von der Wandlung dieses Begriffs wie von solcher Duldung scheint Herr Treßler das Recht zu seinen Produktionen abzuleiten.

* * *

DAS IST EINE!

Einen höchst interessanten Versuch unternahm gestern Frau Hansi Niese ... indem sie es einmal mit dem trotzigem Käthchen in

Shakespeares Lustspiel »Der Widerspenstigen Zähmung« versuchte. *Natürlich kann es nicht die Sache der Frau Niese sein, auf das vornehme Hingleiten des Verses zu achten, wie es ja auch nicht Sache der widerspenstigen Katharina ist.* Ihr mutwilliges Temperament schlägt ohne viel Umstände die steifen und feierlichen Jamben entzwei, läßt hochgestellte Worte Purzelbäume schlagen. *Man sieht schon, wie sich die Künstlerin ihre Rolle zu eigen macht.* Hansi Niese spielt immer gern die Einfachheit, die *über Prunkhaftes und Prahlerisches triumphiert.* Ihr Humor ist am wirksamsten, wenn er die *Geziertheit und Humorlosigkeit anderer* verspottet. So *stolpert* Hansi Niese manchmal *absichtlich* über einen Vers, wie sonst wohl über eine Schleppe und *hat die Lacher auf ihrer Seite.* Dieses böse »Käthchen« ist ein von Grund auf gutes »Katherl«, und es bedeutet *einen Reiz mehr*, daß bei ihr im Affekt die *Wiener Mundart* zuweilen *ganz leicht anklingt.* Hansi Niese führt die Rolle *auf das rein Menschliche* zurück, nicht um die präzise, *rein äußerliche* Kontur ist es ihr zu tun, *sondern um das seelische Moment ...*

Ja, die Niese! Die haut den Shakespeare z'samm und reißt jedem Vers a Haxen aus!

* * *

DIE ANTIKE

Café Capua: Spezialität Capua—Kaffee.

Café Ilion: Gulasch und Debreziner mit Kraut.

Oh säße ich doch schon auf den Ruinen des Café Carthago!

* * *

DER PFARRER DER PENATEN

Die Totenmaske der Zeit selbstformend abzunehmen, ist eigentlich gar nicht nötig. In jedem Satz, den sie spricht und schreibt, ist sie enthalten und kann sie auf die Nachwelt gebracht werden. Auf jedem Schauplatz, und wär's die Sportrubrik eines Schweizer Hotelanzeigers, liegt sie aufgebahrt:

... nachdem unsere bewährten Sänger einige flotte Lieder gesungen hatten, kehrten wir singend und *johlend* zu den heimischen *Penaten* zurück ... Eine *flotte* Rede des Herrn *Pfarrer* Hoffmann leitete die Preisverteilung ein.

Welch ein Aufzug von Totenmasken! Die Penaten rieben sich die Augen und trauten diesen nicht. Sie kündigten dem Hausherrn.

* * *

DIE HERREN TRUGEN SMOKING

Da wir uns jetzt in unserer Eleganz selbständig gemacht haben, so ist es kein Wunder, wenn in den Berichten über jene täglichen tausend Gelegenhei-

ten, wo Leute zum Nachtmahlen zusammenkommen, ausdrücklich betont wird, daß »die Herren im Smoking« erschienen seien. Dieses Kleidungsstück hat seit jeher bei der Mondänität eines Semmeringhotels eine große Rolle gespielt und den losen Schelmen, die berufsmäßig über solche Milieus vor unserer Öffentlichkeit zu plaudern haben, Respekt eingeflößt. Im Weltkrieg ist es aber nicht nur ein elegantes Tragen, sondern zeigt auch auf den ersten Blick die Sicherheit und Unbefangenheit, mit der wir uns, und wenn die Hölle voller Teufel wär', in den heikelsten Situationen zu benehmen wissen. Es dürfte ja bei den Botokuden kaum je vorgekommen sein, daß ihre Zeitungen ihnen erzählt hätten, die Herren wären zum Abendessen in einem erstklassigen botokudischen Hotel im Smoking erschienen. Aber dort kommt es freilich, wiewohl den Zentral—Afrikanern ein gewisser Sinn für effektvolle Zusammenstellungen nicht abzusprechen ist, auch ganz gewiß nicht vor, daß sie bei besonders feierlichen Anlässen zum Frühstück den Frack anziehen. Wir Bessern sind doch wilde Menschen!

* * *

SO SIEHT DAS AUS

... Im Zuschauerraum waren: Erzherzogin Isabelle, Erzherzogin Maria Alice, die Herzogin von Parma, Prinzessin Hanna Liechtenstein, Prinzessin Alexandrine Windisch—Graetz, die Präsidentin des Fürsorgevereines Gräfin Fünfkirchen—Liechtenstein ... der deutsche Botschafter Herr von Tschirschky, der bulgarische Gesandte Toschew mit Gemahlin und Sohn, der bulgarische Generalkonsul *Stiaßny* und viele andere Persönlichkeiten der Gesellschaft. Als die Monarchenbegegnung von Nisch mit Kaiser *Wilhelm* und Zar *Ferdinand* im Bilde erschien, brachte das Publikum lebhaftes Hochrufe aus.

Was gesperrt und was nicht gesperrt zu erscheinen hat, das ordnet sich schon von selbst an, da ist gar keine Absicht mehr dabei, es versteht sich einfach von selbst. Die Liechtenstein und die Windisch—Graetz, die damit ganz einverstanden sind, dürfen sich nicht einbilden, daß sie vorangehen: sie haben nur nicht den *Stiaßny* von den Potentaten zu trennen.

* * *

ES MACHT SICH

dagegen in umgekehrter Richtung. Die »Laubhütte«, eine Art Amtsblatt in Russisch—Polen, veröffentlicht die folgenden, in jiddischer Sprache verfaßten amtlichen Kundmachungen:

Der Termin, sich einzumelden in der Gewerberole wert verlängert bis'n 29. Februar 1916 ... Gesellschaften müssen anmelden seier Firme, a chuz dem müssen besunder gemeldet werden die beschäftigte Direktoren und steierpflichtige Angestellte.

Lodz, 28. Januar 1916.

Der Kaiserlich deutsche Polizei—President:

Verordnung b'naugea der Einführung von allgemeinem Paß—
Zwang:

Alle Personen vun'm General Gouvernement musen alt werdendig
15 Jahr hoben a Paß und dem dosigen ständig trogen bei sich. We-
gen Verlieren a Paß muß teikef gemeldet weren der Ausgabe-
schtel.

Der Generalgouverneur:
v. Beseler,
General vun Infanterie.

Und da beklagt man sich über die geringen Aussichten der Assimilation!

* * *

ZUZUG FERNZUHALTEN

oder

Wie die Russen in Galizien gehaust haben

» ... In einer anderen galizischen Stadt, so wurde uns verbürgt er-
zählt, geriet der *Rabbiner* bald nach dem Abzug der *Russen* in
arge Verlegenheit. Sein Haus wurde täglich von jungen Mädchen
und Frauen förmlich *belagert*. Alle waren zu ihm gekommen, um
von ihm eine Bescheinigung zu begehren, daß Sie während der
Russenzzeit in der Stadt anwesend und der Gewalt der Russen er-
legen waren. Im Anfang gab der Rabbiner willig dieses Zeugnis ...
Aber da schließlich jede Frau der Stadt und jedes Mädchen kam,
um von ihm ein solches »*Schändungszeugnis*« zu verlangen, nahm
er die Zeugniswerberinnen einzeln ins *Gebet* und er kam sehr
bald darauf, daß den wenigsten dieser Frauen von den Russen ein
Leid angetan worden war. Sie wollten sich nur »für alle Fälle« mit
einem Zeugnis versehen. Nun freilich zog der Rabbiner andere
Saiten auf und er verweigerte allen Bewerberinnen diese Beschei-
nigung. Aber viele hatten schon den Schein im Sacke, daß sie
»Opfer« geworden waren.«

* * *

GEHN S' WEG SIE SCHLIMMER!

Im Selbstmord hat die Menschheit noch die Geistesgegenwart, an die
Fortpflanzung zu denken. Die Geistesgegenwart ist jene Soziologie, die sich
jetzt mit der Förderung der appetitlichen und dieser Menschheit würdigen
Idee befaßt, daß Urlaube vom Tod erteilt werden, um geschwind für neues Le-
ben zu sorgen. Der Causeur der anständigen Gesellschaft, ein langjähriger
Schmunzler, behandelt die Frage in der gut aufgelegten Art, die den Lesern
eines Familienblattes umsomehr Spaß macht, als es sich ja um eine Familien-
angelegenheit handelt. Es ist ein bejahrter Bock, der hier zum Gärtner der

Fortpflanzung bestellt wurde. Ich war gespannt, wie sich das entwickeln würde, kam nur zum Schluß und habe meinen Ohren nicht getraut:

... Doch getrost, der Landsturm kommt, kommt auf Urlaub, und der bringt wahrhaftig ein anderes System aus dem Schützengraben mit. Manches junge Weib ist ganz erstaunt über das veränderte Wesen ihres Mannes, sein stürmisches Werben ... Wenn sich das junge Weib zuletzt trotzdem ein wenig sträubt, eben nach alter Gewohnheit, so wird er vielleicht scherzhaft, und von ihm, der hier wie dort seine Pflicht erfüllt, *wollen wir die seichten Späßchen gerne hinnehmen*, wollen es nicht wehren, wenn er ihr lächelnd ins Ohr flüstert: »Du mußt nämlich wissen, meine Guteste, es is 'ne Staatsnotwendigkeit.« Dabei gibt er ihr einen schallenden Kuß, und in dem hellen *Schmatzlaut* singt etwas mit, das wie ein paar Takte von einem Liede klingt, und auch eine Zeile Text glaubt man zu hören, Worte, die sonst über das Schlachtfeld hinbrausen, aber auch hier im stillen Kämmerlein ihren Sinn nicht verlieren: »Lieb Vaterland magst ruhig sein.« *Die Zwei mögen das Lied miteinander zu Ende singen.*

* * *

KRIEGSNAMEN

Wie sich der Krieg in Berliner Standesämtern zu erkennen gibt, davon entwirft das Berliner Tageblatt eine, offenbar zufriedene, Schilderung:

... Eine Frau hat ihrem neugeborenen Sohn den Vornamen »Belgrad« gegeben ... Karl Friedrich *Belgrad Schulze* heißt nun der junge Erdenbürger. Wenigstens im standesamtlichen Register — der Pastor, der das Kind taufen sollte, weigerte sich, den Namen Belgrad anzunehmen, *da es der Name einer heidnischen Gottheit sei*. Die Standesbeamten aber weisen alle diese Namen keineswegs zurück — nur »anstößige« Namen sind verboten —, *sondern freuen sich im Gegenteil*, wenn der Patriotismus sich auf diese Weise Luft macht. »Belgrad« als Vorname ist durchaus nicht einzelt geblieben. Ein Beamter des Admiralstabes nannte seinen Sohn »Wilna«, ein Postsekretär den seinigen »Longwy«, eine westpreußische Flüchtlingsfrau ließ »Tannenberg« eintragen, ein Bauhandwerker »Warschau«, ein Name, der überhaupt mehrfach wiederkehrt. Aber wesentlich häufiger als der Gebrauch von Städte— oder Schlachtnamen ist der von Heerführern ... Von den Generälen steht natürlich »Hindenburg« obenan. In allen Standesamtsbezirken, die dafür überhaupt in Betracht kommen, ist Hindenburg als Vorname sehr beliebt ... Nur müssen die Standesbeamten streng darauf achten, daß »Hindenburg« nicht unmittelbar vor dem Geschlechtsnamen stehen darf — es könnte sonst zu leicht ein adeliger Doppelname daraus werden ... Neben »Hindenburg« ist »Zeppelin« am häufigsten ... Wesentlich seltener sind andere, die eine bestimmte Tendenz zum Ausdruck bringen sollen. So gab

ein Oberlehrer an dem Tage, da der Abfall Italiens bekannt wurde, seinem neugeborenen Töchterlein den Namen »*Fides*« (Treue), womit er jedenfalls gegen die welsche Untreue protestieren wollte. Ein anderer hatte zu Beginn des Krieges noch großes Vertrauen zu dem südlichen Bundesgenossen und wollte, daß sein Sohn »*Dreibund*« genannt werde, was ihm der Standesbeamte jedoch ausgeredet hat.

In einer patriotischen Berliner Familie, die viele Köpfe hat, dürfte es dereinst so zugehen. Vater: »Jungens, was habt ihr denn nu wieder? Was is'n los?« »Belgrad is gefallen!« »Müßt ihr denn immer 'rumtollen?« »Vater, Hindenburg pisackt Tannenberg, und da kam ik denn zwischen, er kriegte mich zu fassen und da — « »Nu gebt doch mal Ruhe! Nehmt euch ein Beispiel an Zeppelin!« »Nee, is nich, Zeppelin ist der ärgste, vorhin hat er gedroht, daß er über Wilna kommt!« »Ihr seid mir aber Jören!« »Sie hat anjefangen!« »Nu man stille! Longwy, laß deine Nase in Ruh! Ja hört mal, wo is denn Dreibund?« »Wir haben Einkreisen gespielt und da hat er sich den Stiefel abgetreten, 's war zum Schießen!« »Das will mir gar nicht gefallen, benehmt euch doch. Nanu, wo is denn aber Warschau? (Warschau erscheint bleich in der Tür.) «Vater, ik hab mir übergeben müssen.«

* * *

DER GESCHMACK WECHSELT

Wantoch:

Jawohl, es ist etwas heiliges um die Fahne. Kein sinnvollerer Festgruß als dieser. »Das Banner hoch halten«, sagt die *Sprache*. Es ist das Bekenntnis zur Fahne, zur gemeinsamen Sache, zu unserem großen Hoffen und Wünschen, das wir heute an unsere Häuser stecken. Von unseren Dächern, unseren Fenstern, den Erkern und Balkons weht das Bekenntnis, daß wir, wir alle, 50 Millionen Menschen, dabei sind mit *Herz* und *Hirn* und *Haus* und *Heim*.

(Und der Hof ist ein Hund?)

Kann ein Giebel, eine Nische, ein Fenster da leer bleiben und ohne das wehende Zeichen, das im Wind seinen Atem *mit dem Atem von Hunderttausenden mischt*? Wie arm und eng wäre der; denn *das Schönste, was ein Mensch erleben kann*, bleibt doch immer dies: *mit dabei zu sein*, bei einem Hochgefühl seines Volkes, teilzuhaben an dem Jubel von Millionen!

Shakespeare :

»Ja, Casca, sag uns, was sich heut begeben ... « »Nun, man bot ihm eine Krone an, und als man sie ihm anbot, schob er sie mit dem Rücken der Hand zurück: so —; und es erhob das Volk ein Jauchzen.« »Worüber jauchzten sie zum andern Mal?« »Nun, auch darüber.« »Sie jauchzten dreimal ja: warum zuletzt?« »Nun, auch darüber.« »Wurd' ihm die Krone dreimal angeboten?« »Ei, meiner Treu wurde sie's und er schob sie dreimal zurück, jedesmal sachter als das vorige Mal, und bei jedem Zurückschieben jauchzten

meine ehrlichen alten Freunde ... « »Sagt uns die Art und Weise, lieber, Casca.« »Ich kann mich ebensogut hängen lassen, als euch die Art und Weise erzählen: es war nichts als Possen, ich gab nicht acht darauf ... Jedesmal, daß er sie ausschlug, kreischte das Gesindel und klatschte in die rauhen Fäuste, und warfen die schweißigen Nachtmützen in die Höhe, und gaben eine solche Last stinkenden Atems von sich, weil Cäsar die Krone ausschlug, daß Cäsar fast daran erstickt wäre; denn er ward ohnmächtig und fiel nieder, und ich für mein Teil wagte nicht zu lachen, aus Furcht, ich möchte den Mund auftun und die böse Luft einatmen.« »Still doch! Ich bitt euch. Wie? er fiel in Ohnmacht?« »Er fiel auf dem Marktplatz nieder, hatte Schaum vor dem Munde und war sprachlos ... Wenn das Lumpenvolk ihn nicht beklatschte und auszischte, je nachdem er ihnen gefiel oder mißfiel, wie sie es mit den Komödianten auf dem Theater machen, so bin ich kein ehrlicher Kerl ... Als er wieder zu sich selbst kam, sagte er, wenn er irgend was unrechtes getan oder gesagt hätte, so bäte er ihre Edeln es seinem Übel beizumessen. Drei oder vier Weibsbilder, die bei mir standen, riefen: »Ach die gute Seele!« und vergaben ihm von ganzem Herzen. Doch das galt freilich nicht viel; wenn er ihre Mütter totgeschlagen hätte, sie hätten's ebensogut getan ... Lebt wohl! Es gab noch mehr Possen, wenn ich mich nur darauf besinnen könnte.«

* * *

NACHRICHTEN AUS DEM HINTERLANDE

[Benagelung eines Stammtisches.] Im Gasthause des Herrn Franz Koci, 2. Bezirk, Blumauergasse 2, fand am 21. d. die feierliche Benagelung des Stammtisches der »Freiwilligen Helfer« zur Förderung der offiziellen Fürsorge statt. *Als Obmann dieses Stammtisches* wurde Herr Leopold Popper, als Kassierer wurde Herr Gustav Fried gewählt. *In einer Ansprache hob Herr Hermann Landau die großartigen Leistungen unserer Truppen hervor und versicherte, daß hier im Hinterlande auch ein jeder mit der größten Opferwilligkeit an dem Kampfe teilnehme*, worauf Herr Samuel Bojnitzer *erwiderte*. Die Benagelung fand unter zahlreichem Zuspruch der Gäste statt.

* * *

DER RUSSE

Ein Anekdotenerzähler aus Czernowitz erfreut uns also:

»Warum wollen denn die Russen so sehr nach Czernowitz?« Auf die Frage wissen die Russen folgende Antwort: »*Weiß ich?* Man hat mich genommen, in die Uniform gesteckt, das Gewehr in die Hand gegeben und gesagt: Stürm und schieß oder du wirst erschossen!«

Das besondere Merkmal, durch das die russischen Soldaten in diesem Punkt sich von der kulturellen Bewußtheit der sonstigen europäischen Völkergruppen unterscheiden, ist gewiß nicht zu übersehen. Nur ist es ganz unmöglich, daß der Russe die ihm in den Mund gelegte Frage als Antwort gegeben hat. Denn dazu mußte er schon in Czernowitz eingebürgert sein, und eben dorthin will man ihn doch, ohne daß er eine Ahnung hat, warum, erst schicken.

* * *

»**BENZINMANGEL IN ENGLAND**«, »**KURSRÜCKGANG DER ITALIENISCHEN WÄHRUNG**«,
»**VERHAFTUNG RUSSISCHER HEERESLIEFERANTEN**«

— also bitte!

* * *

»**PAPIERKNAPPHEIT IN ITALIEN**«

— was, so gut geht's denen?

* * *

DIE SCHALEK IRGENDWO AN DER ADRIA

Die Schalek, die vom Kriegspressequartier einen »Urlaub« erhalten hat, ausnahmsweise, um in Wien ihren 50. Vortrag zu halten, wiewohl man sie an der Front dringend braucht — die Schalek hat sich zuletzt für die Marine interessiert, nämlich für den »Krieg in den Lüften und Gewässern«.

Einmal, als ich über der italienischen Küste dahinflog —
Nein, nicht die Schalek selbst, sondern —

sagt mir der junge Fregattenleutnant von der Wasserfliegerabteilung, den ich *irgendwo an der Adria in seinem Hangar besuchte*.

Die Schalek kommt weit herum, und warum sollte sie da nicht der Zufall auch einmal in den Hangar eines jungen Fregattenleutnants von der Wasserfliegerabteilung führen, besonders wenn sie ein spezielles Interesse für Hydroplane hat. Aber die Technik ist nur ein Vorwand, die Hauptsache bleibt doch die Psychologie. Und welches unter den vielen Problemen des Krieges, glaubt man, beschäftigt die Schalek am meisten?

Von allen Problemen dieses Krieges beschäftigt mich am meisten das der persönlichen Tapferkeit. *Schon vor dem Kriege habe ich oft über das Heldische gegrübelt, denn ich bin genug Männern begegnet, die mit dem Leben Ball spielten — amerikanischen Cowboys, Pionieren der Dschungeln und Urwälder, Missionaren in der Wüste. Aber die sahen zumeist auch so aus, wie man sich Helden vorstellt, jeder Muskel gestrafft, sozusagen in Eisen gehämmert.*

Wie erstaunt ist nun die Schalek, daß die Helden, denen sie jetzt im Weltkrieg gegenübersteht, so ganz anders gebaut sind.

Es sind Leute, die zu den harmlosesten Witzen neigen, ein *stilles Schwärmen für Schokolade mit Obersschaum haben* und zwischendurch Erlebnisse erzählen, die zu den erstaunlichsten der Weltgeschichte gehören.

Dieser Kontrast gibt der Schalek zu denken. Sie erzählt dann, das Kriegspressequartier sei jetzt auf einem leeren Dampfschiff einquartiert, das in einer Bucht verankert liegt, sozusagen in einer Bocche, deren Insassen in folgedessen Bocher genannt werden. Sie sitzt im Speisesaal, wo abends, wie es sich für solche Gäste des Kriegs von selbst versteht, »großes Essen« ist, es geht bei Musik hoch her,

schließt man die Augen — fast träumte man sich zu einem fidelen Kasinoabend *zurück* —

Die Schalek, diese erfahrene Wasserratte, spricht wie ein Marineur in China, der die schönen Tage von Pola nicht vergessen kann —

wenn nicht eben zwischen Gesang und Musik *der Fregattenleutnant neben mir diese erstaunlichen Dinge erzählte*.

Wie denn? Da hat also die Schalek plötzlich eine Ortsveränderung durchgemacht, wieder wie ein Marineur. Sie begann doch damit, daß sie den Fregattenleutnant irgendwo an der Adria in seinem Hangar besucht, was sich sehr schön gemacht hat, und nun spielt sich die Unterredung im Pressequartier beim Essen ab? Das tut aber nichts, im Grübeln über das Heldische kann man sich schon ein bißchen gehen lassen, um dann wieder in das Gemütliche einzukehren. Der Fregattenleutnant ist kein Spielverderber. Er erzählt der Schalek wirklich, wie man's macht.

»Gewöhnlich kreist man ein halbes *Stündchen* über der feindlichen Küste, läßt auf die militärischen Objekte *ein paar Bomben* fallen, *sieht zu*, wie sie explodieren, *photographiert den Zauber* und fährt dann wieder *heim*.«

Dabei hatte sein Behälter leider ein Leck bekommen — was freilich noch immer nicht so schlimm ist, wie wenn etwa ein Unterseeboot die Schalek bekommt — und er war in Todesgefahr. Sofort fragt sie, was er dabei empfunden habe.

»Was ich dabei empfunden habe?« Er *mustert mich ein wenig mißtrauisch, halb unbewußt abschätzend, wieviel Verständnis für Unausgegorenes* er mir zumuten dürfe. *Wir Nichtkämpfer* haben so erdrückend fertige Begriffe von Mut und Feigheit geprägt, *daß der Frontoffizier stets fürchtet, bei uns* für die unendliche Menge von *Zwischenempfindungen*, die in ihm fortwährend abwechseln, *keine Zugänglichkeit zu finden*.

Die Schalek, die hier ausdrücklich zugibt, daß sie eigentlich ein Nichtkämpfer ist, also eine Drückebergerin, hört interessiert zu, ohne daß ihr die geringste unausgegorene Zwischenempfindung des Frontoffiziers entgeht. Er seinerseits gibt wieder zu, daß er ein Kämpfer ist:

»Ja, das war sonderbar, wie wenn ein König plötzlich Bettler wird. Man kommt sich nämlich fast *wie ein König* vor, wenn man so unerreichbar hoch über einer feindlichen Stadt schwebt. *Die da unten liegen wehrlos da — preisgegeben. Niemand kann fortlaufen*,

niemand kann sich retten oder decken. Man hat die Macht über alles. Es ist etwas Majestätisches, alles andere tritt dahinter zurück; etwas dergleichen muß in Nero vorgegangen sein ... «

Die Schalek, die nunmehr Aufschluß über das Heldische bekommen hat, lernt außerdem noch einen Caligula kennen und plaudert mit ihm über Bombenwürfe auf Venedig, über das sie auch schon sattsam gegrübelt hat:

Venedig als Problem ist auch langen Grübelns wert. Voll von Sentimentalität sind *wir in diesen Krieg gegangen, mit Ritterlichkeit hatten wir ihn zu führen vorgehabt*. Langsam und nach schmerzhaftem Anschauungsunterricht *haben wir uns das abgewöhnt*. Wer von uns hätte nicht vor Jahresfrist noch bei dem Gedanken geschauert, über Venedig könnten Bomben geworfen werden! ... Wenn aus Venedig auf unsere Soldaten geschossen wird, dann soll auch von den Unsern auf Venedig geschossen werden, ruhig, *offen* und ohne Empfindsamkeit. Akut wird *das Problem* ja erst werden, bis England —

Nein, die Schalek, ehemals eine Grüblerin, gibt keinen Pardon und der Flieger bestärkt sie darin:

»In Friedenszeiten pflegte ich alle Augenblicke nach Venedig zu fahren, ich liebte es sehr. Aber als ich es von oben bombardierte — *nein, keinen Funken von falscher Sentimentalität verspürte ich dabei in mir. Und dann fuhren wir alle vergnügt nach Hause*. Das war unser *Ehrentag* — unser Tag!«

Neben der Schalek steht ein Offizier von einem Torpedoboot, »der auch ein Erlebnis weiß«, auch eine sehr lustige Geschichte.

»Nein, wie wir gelacht haben ... « Nur in Österreich wird eine Geschichte von Gefahr und Sterben so erzählt.

Das mag schon sein. Und am nächsten Tage besucht die Schalek ein Unterseeboot, damit sie, wenn sie schon dabei ist, alle Waffengattungen der Marine erprobt. Sie hantiert denn auch gleich mit Kalipatronen und Lancierrohren, Diesel—Motoren und Wassertanks und spricht von diesen Dingen, als ob sie aufgewachsen wäre bei der Marine. Sie kennt das alles schon.

Und da die Erklärung sich nun auf den Maschinenraum erstreckt, bleibe ich auf meinem Platz im Vorschiff zurück *und lasse mir vom Maat einiges erzählen*.

Wiewohl man bisher geglaubt hat, daß ein solcher Maat anderes zu tun habe als der Schalek einiges zu erzählen. Aber wir müssen uns an solche Dinge gewöhnen. Diese Männer leben unterm Wasser und die ersten Gesichter, die sie wieder sehen, wenn sie an die Luft kommen, sind die von Journalisten. Sie mögen wohl mit ihrem Schicksal hadern und es fragen, ob so das Leben aussieht. Aber nützen tut es ihnen nichts. Da möchten sie wieder untertauchen. Halt! rufen jene, das gibts nicht! Denn unterm Wasser gibt es Details und die müssen sie ihnen bringen. So lassen die Vertreter des Pressequartiers den armen Maat nicht mehr aus. »Einer meiner Kameraden«, sagt die Schalek — denn die Schalek hatt' einen Kameraden — fragt also den Maat nach Details.

Mir selbst ist zumute, *als habe ich die Sprache verloren*.

Aber sie hat nicht. Im Gegenteil hat die Schalek die Geistesgegenwart, »an noch ein dunkles Problem zu rühren«. Sie will nämlich, wieder aus Grübeleien, wissen, was der Torpedooftizier »geföhlt habe, als er den Riesenkolos mit so viel Menschen im Leib ins nasse, stumme Grab hinabgebohrt« habe. Nachdem er ihr versichert hat, daß er »zuerst eine wahnsinnige Freude« gehabt habe, verläßt die Schalek den Jour und schließt mit den Worten:

Die Adria bleibt wohl unser.

Es gibt aber kaum einen Patrioten mit Schamgefühl, der sie nicht bei den Friedensverhandlungen gegen die Aussicht, auch die Schalek dafür hergeben zu können, abtreten würde.

* * *

EIN SONDERLING

»In der gestrigen Sitzung des Magnatenhauses, in der der Regierungsbericht über die Ausnahmsverfügungen während des Krieges verhandelt wurde, machte Graf Anton Sigray, nach dem Bericht des Korrespondenzbüros, folgende Bemerkungen: Er müsse die Aufmerksamkeit auf einen unlängst vorgekommenen Fall lenken, umsomehr, da er *eventuell geeignet wäre*, ein falsches Licht sowohl auf die ungarische Nation als auch auf das österreichisch—ungarische Heer und dessen Leitung zu werfen. Anlässlich des letzten *Luftangriffes auf Mailand* erschienen in mehreren Blättern Berichte, die danach angetan waren, als ob die Heeresleitung mit diesem Luftangriff auch politische Ziele verfolgt hätte. Auch der Erfolg dieses Luftangriffes, bei dem zahlreiche bürgerliche Personen verletzt wurden, wurde in einer Weise besprochen, welche *dem Verdacht Nahrung geben könnte, daß man sich bei uns darüber freue, daß Nichtkombattanten dem Luftangriff zum Opfer fielen*. Er halte es für notwendig, vor der großen Öffentlichkeit darauf hinzuweisen, daß er, obwohl er nichts Näheres über die Aufgaben und näheren Ziele dieser Aktion wisse, sicher sei, daß unsere Heeresleitung damit bloß militärische Ziele verfolgte und daß die Angriffe einzig und allein gegen militärische Objekte gerichtet waren. Was die ungarische Nation anlangt, ist diese derart großherzig, daß sie *einen Haß gegen unsere Feinde nicht kennt ...*

«

Die Arbeiter—Zeitung bemerkt bei Besprechung dieser Anomalie:

In Wiener Zeitungen tritt bei solchen *traurigen Notwendigkeiten* — denn anderes hat man in dem Bombenwerfen auf *unbefestigte Städte* wohl nicht zu sehen — schlechthin eine bestialische Freude hervor.

Dazu wäre nur noch zu sagen, daß man eher das Bombenwerfen auf befestigte Städte eine traurige Notwendigkeit nennen könnte. Das Bombenwerfen auf unbefestigte Städte ist eine so traurige Überflüssigkeit, daß sie — nicht vorkommt.

WIE EIN KÖNIG, MIT BOMBEN BELADEN, WIE EIN GOTT!

» ... Heute morgen habe ich einen *feinen Flug*, meinen dritten, über Verdun gemacht. Um ½ 10 Uhr bei schlechtem Wetter aufgestiegen, flog ich über Gravelotte, Amanweiler, Saint—Privat, Sainte—Marie—aux—Chenes — über der berühmten Pappelallee — und Briey an der Maas, dann südlich über Verdun, wo ich zwanzig Minuten gekreist bin und *meine Bomben abgeworfen habe*, herunter nach Dupuy, Etain und nach ... zurück, wo ich um 12 Uhr landete. Es war die ganze Zeit über sehr bedeckter Himmel, so daß ich, wenn ich etwas sehen wollte, *sehr niedrig* fliegen mußte. Ich war nie höher als zweitausend Meter und über Verdun einmal sogar nur achtzehnhundert Meter. Es war ein eigenes Gefühl für mich, *wie ein König, mit Bomben beladen*, über dasselbe Gelände zu fliegen, wo mein Vater schon vor sechsundvierzig Jahren gekämpft und sich das Eiserne Kreuz erworben hat. Ich konnte jedes Haus von Saint—Privat ganz deutlich sehen, jeden Baum an der Chaussee nach Sainte—Marie erkennen, und das alte berühmte Schlachtfeld lag wie ein *Spielzeug* unter mir. *Wenn ich meine Bomben geworfen hätte, hätte ich das halbe Dorf kaputt machen können!* Über Verdun wurde ich sehr stark beschossen — ich hatte zwei Treffer von Schrapnellkugeln im rechten Tragdeck, wie ich hernach festgestellt habe. Ich warf alle meine Bomben wohlgezielt ab und *sah, wie sie unten auseinanderkrachten!* Dann zählte ich noch die Brücken über die Maas und flog glücklich nach Hause. *Noch nie in meinem Leben habe ich etwas so Herrliches erlebt! Über alles Irdische erhaben, ruhig und sicher dahinfliegend, kommt man sich wie ein Gott vor!* Tief unten auf der Erde lag es wie ein Kranz von Rauch um die Stadt: *nichts als krepierende Granaten*. Die Brände lohten zum Himmel auf, *die ganze Erde war zerwühlt und aufgerissen* — ein schauriger Anblick! Sonst sieht die Erde wie ein *Spielzeug* aus, *grüne Wiesen und Wälder* wechseln mit dem braunen Acker und darin liegen die Dörfer wie weiße und rote Flecken. Hier ist alles öde und grau, *als ob ein Strom von Lava über das Land geflossen wäre*. Auf der Erde Loch bei Loch, in den Dörfern Rauchsäulen; das Aufblitzen der platzenden Geschosse folgt unmittelbar dem Feuerschein und Getöse der großen Geschütze, und überall Dampf, Rauch und Feuerbrände — *eine Hölle!* — *Und dann denkt man an die Soldaten, die da unten kämpfen und sich jeden Meter blutig erobern müssen, und an die Verluste!* — *und ich? Wie ein Gott* schwebt man über all diesen Schauern und *schleudert seine Blitze* auf den Feind! Man denkt an keine Gefahr, fliegt ruhig seine Bahn *und tut seine Pflicht*.

»Zum *ersten* Mal: 'Königin Schneewittchen und ihre sieben tapferen Kinder', ein Märchenspiel von Anna Ethel, Bearbeitung für die Volksoper von Karl Schreder.

Mit dem neuen *Weihnachtsmärchen* hat die Volksoper *einen Treffer ins Volle* getan. Alter Märchenzauber, *geschickt* mit der alles bewegenden Tagesgeschichte verwoben, wirkte aufs neue seine *Wunder*. Mit *schwarz—weiß—roten und schwarz—gelben Fahnen* wurde das *Geäst des uralten deutschen Märchenwaldes neu ausgeschmückt*; *Zweiundvierziger, Zeppeline und Unterseeboote*, hergestellt in der Felsenwerkstatt der deutschen Wichtelmännchen, fahren im sagenhaften Traumland zwei Meilen hinter Weihnachten auf, und zwischen Mäuschen, Fröschlein und Fischlein tummeln sich die feldgrauen Uniformen und blauen Matrosenuniformen der verbündeten Deutschen, Österreicher, Türken und Bulgaren. Der alte Rotbart steigt aus den Tiefen des *Kyffhäuser* und segnet die Waffen des Gemahls der Königin Schneewittchen, *hinter welchem sich kein geringerer als Wilhelm der Starke verbirgt*, dessen Krieger im Verein mit jenen des Landes »Danubia« *die Völker der Bären, Hyänen, Einhorne, Hammeln und Wildkatzen* zu Boden strecken. Auch der deutsche Michel in persona und *der lustige Rudi aus der essensfreudigen Wienerstadt* fehlen ebensowenig wie der Elefant und das Kamel der heiligen drei Könige aus dem Morgenlande. Mit ausnehmend kundiger Hand hat die Verfasserin Anna Ethel aus diesem bunten Durcheinander fünf lebendige Bühnenbilder gestellt, deren viertes *anscheinend der Zensur zum Opfer gefallen ist*. Nicht minder geschickt hat Karl Schreder diese Bilder für *spezifisch wienerische Verhältnisse* zugeschnitten. Direktor Simons hat sein ganzes, nicht geringes szenisches Können in den Dienst *der guten Sache* gestellt, und die Mitwirkenden wetteiferten, ihre dankbaren Aufgaben aufs prächtigste zu lösen ... so daß der *Jubel* des höchst befriedigten Publikums kein Ende nehmen wollte, zumal das Ganze mit den feierlichen Klängen der Volkshymne seine Krönung fand.«

Fahrt ins Fextal

Als deine Sonne meinen Schnee beschien,
ein Sonntag wars im blauen Engadin.

Der Winter glühte und der Frost war heiß,

unendlich sprühten Funken aus dem Eis.

Knirschend ergab sich alle Gegenwart,
Licht tanzte zur Musik der Schlittenfahrt.

Wir fuhren jenseits aller Jahreszeit
irgendwohin in die Vergangenheit.

Was rauh begonnen war, verlief uns hold,
ein Tag von Silber dankt dem Strahl von Gold.

Der Zauber führt in ein versunknes Reich.
Wie bettet Kindertraum das Leben weich!

Voll alter Spiele ist das weiße Tal;
die Berge sammeln wir wie Bergkristall.

Trennt heut die Elemente keine Kluft?
Ein Feuerfluß verbindet Erd' und Luft.

Wir leben anders. Wenns so weiter geht,
ist dies hier schon der andere Planet!

Ins Helle schwebend schwindet aller Raum.
So schwerlos gleitet nach dem Tod der Traum.

Nicht birgt die Zeit im Vorrat uns ein Weh.
Bleicht sich das Haar, so gibt es guten Schnee.

Uns wärmt der Winter. Leben ist ein Tag,
da Silvaplanas Wind selbst ruhen mag.

Nicht Ziel, nur Rast ist's, die das Glück sich gab,
hält einmal dieser Schlitten vor dem Grab.

Notizen

Wo Zeilen wie Augenlider sind und zwischen ihnen ein Gesicht: solche Entdeckungen macht man nicht mehr in den Journalen, doch manchmal noch in den Briefen. Jetzt, in jenen vom Schlachtfeld der Menschheit — aber wieder nur in solchen, die nicht in die Zeitung kommen — ist es ein Menschenblick des Verbannten, voll unverstehenden Staunens, welche Interessen, welches eines Lebens, ihr Opfer da wollen, voll Neugier, ob Gott sich doch eine letzte Deutung dieses Wirrsals aufgespart habe, und voll zustimmenden Dankes an einen, der ihnen Mut macht, sich im Leiden wohler zu fühlen als die, welche

vom Leiden leben. Und unter den vielen auf solche Art geschriebenen ein Frauenbrief, Bericht vom Schlachtfeld der Natur:

... Eine entsetzliche Lawine ist von der Richtung Hahnensee niedergegangen. Wir hörten und sahen sie: eine riesengroße Schneewolke und großes Getöse. Sie hat einen breiten Streifen Waldes mitgenommen, glatt abgeschnitten. Unter dem gehäuften Schnee liegen aufeinandergetürmt und vergraben die schönen alten Bäume samt Wurzeln, und jeder Baum zerrissen, zerzaust, zerbrochen, und weiß Gott, wie tief das geht. Der Schnee ist hart zusammengedrückt, man steigt darauf herum. Es sieht zu traurig aus, ein Bild der trostlosesten Verwüstung. Dazu ein süßer starker Kieferenduft, denn die Zweige sind frisch gebrochen, und aus den Stämmen fließt das Harz. Wohl das grausamste Blut.

Ja, dies Mitleid an einem süß duftenden Leichenfeld ist das wahre, größere. Denn das andere meint den einzelnen, der ihm nahe war und den es nun so verändert sieht. Mit allen aber leidet es nicht. Nur in einem geistigeren Sinne dann, wenn es erbarmungslos sagt: So und nicht anders hat die Menschheit gewollt. Denn der Wald hat die Lawine nicht erfunden, um von ihr zerrissen zu werden: wohl aber der Mensch die Technik. Der Wald war unschuldig, und der Mensch straft sich so hart. Auch hinterläßt das Walten der Unnatur kein Bild. Getöse hier und dort; aber dort verheimlicht die Macht nicht ihren Anblick, die Waffe ist so furchtbar als sie scheint. Aus den Wunden selbst fließt Balsam. Der Tod duftet. Hier siehst du nur das Werk. Du hast Andacht zu vergeben, aber es fehlt die Lawine, das schmerzlich schöne Gesicht des Überwinders, ein Begreifenkönnen der Notwendigkeit und die um so größere Trauer, daß in der Schöpfung nicht nur Blüte ist, sondern auch Untergang. Hier siehst du nur zerrissene, zerzauste, zerbrochene Menschen. Weiß Gott, wie tief das geht. Und frisch gebrochene Zweige!

* * *

Wo ist der Dichter, den jetzt noch der rasende Lauf der Menschenmaschine, dies unerschütterliche Walten der entfesselten Quantität zu einer segnenden Gebärde verleiten möchte und der nicht ein Spekulant wäre, sondern ein Dichter? Als es begann, gab es hungerissene Schwachköpfe. Was sagt man heute zu den Ausbrüchen eines Richard Dehmel, aus der Zeit, da

aus Schleswig und Elsaß, Tirol, *Mähren, Krain* —
nur *Deutscher* wollt' endlich jeder sein —

die Bruderscharen kamen »gegen russischen, welschen, britischen Neid« gefahren.

Und was *kommt hintendrein noch getönt*,
was stampft so eisern die Erde,
daß uns die Wand des *Herzens* dröhnt?
Das waren die deutschen Pferde.

Mit witternden Nüstern *auf der Wacht*
trugen *auch sie* ihr Blut zur Schlacht
für Deutschlands Ehre und Recht und Macht —

in den Dörfern tobten die Hunde;
Auch unsre Tiere spürten den Ernst
der großen Gottesstunde.

Die große Gottesstunde war damals nicht danach angetan, einem Dichterherzen die Erleuchtung zu bringen, daß Tiere wohl die tragischsten Opfer des Willens zur Macht sind, da ihnen auch nicht die entfernteste Schuld an dem Zustandekommen der allgemeinen Wehrpflicht beigemessen werden kann und daß ihre Unterwerfung unter den Begriff des nationalen Ehrgefühls sicherlich von allen Kriegsgreueln das tollste ist. Damals hat einen deutschen Dichter noch die Vorstellung inspiriert, daß ein französisches Pferd aus Rachehust, das eines Kosaken aus Raubgier, das des »Söldners« offenbar aus Konkurrenzneid mitmache und nur dann kein Schuft sei, wenn es zu den eigenen Pferden, den braven, desertiere, und daß auch alle Pferde, die aus Mähren oder Krain requiriert wurden, nichts anderes im Sinne hätten als den Wunsch, endlich deutsche Pferde zu sein.

Dieser Dehmel nannte ehemals nicht nur das Geräusch der Maschinengewehre Sphärenmusik, sondern gab uns auch die Zeile:

Marsch marsch, ruft Gott, schützt euer Land!

Später wurde in Österreich das »Reiterlied« eines Mannes berühmt, der Advokat und Zionist war und sich lyrisch als Reitersmann getragen hat, dem es gleichgültig ist, ob er am Donaustrand oder in Polen stirbt. Jenes gangbarste Mißverständnis über die Lyrik, das die Teilnahme am Ereignis mit dem Erlebnis verwechselt, während doch selbst nicht einmal der tieftraurige Heldentod des Eingerückten, ob er nun geschwiegen oder geschrieben hat, das allergeringste für das Erlebnis beweist, hat dem Gedicht etwas von der Glorie verliehen, mit der der unvorhergesehene Abschluß einer bürgerlichen Laufbahn heute so häufig registriert wird. Zwei Dohlen, die dort am Wegrand sitzen, spielen neben der Aktivierung der Dehmelschen Tierwelt eine rein ornamentale Rolle. Aber Zeitgenosse zu sein und Zeuge von dem Schicksal der unter die Maschine geratenen Kreatur, dies einzige Erlebnis von heute, das Herz und Mut voraussetzt, hat noch keine Leier gefunden. Diese ganze Versfußtruppe ließ sich lange genug zur Skandierung der ewigen Schande antreiben und war froh, anstatt zu schweigen in zweifach gebundener Rede einem Weltwillen gerecht zu werden, der ihr keine leiblichen Strapazen auferlegte, keine persönlichen Gefahren, die ja doch so oft einen Abbruch der Romantik bedeuten. Heute sind es nur noch Spekulanten, die das Geschäft der Leidenschaft besorgen; aber zur Empfindung dessen, was jetzt erst zu empfinden wäre, jetzt auch von den vielen, denen ich es am ersten Tage vorempfunden habe, ist noch kein Dichterherz mobilisiert. Doch, eines: das eines Kesselschmieds, namens Heinrich *Lersch*, von dessen Versen (bei Diederichs in Jena) ich in einer ausländischen Zeitung die folgenden zitiert finde:

Ein Kamerad

Den langen Herbst und Winter hielt er getreulich stand,
schuf sich aus Krieg und Fremde Heimat und Vaterland.
Sein Heimweh tranken die Sterne, es floß in die ruhende Nacht,

am Tage hat er der Heimat wie einer Toten gedacht.
 Doch als der Frühling mit erstem Scheine die Luft erfüllt,
 da war sein hartleuchtend Auge von dunkler Trauer umhüllt.
 Da stöhnte er tief im Schlafe und wußte es selber nicht,
 da welkte in Träumen und Sehnen sein hartes Kriegergesicht.
 Und eines Morgens im Dämmer, da sang es über das Land —
 Da stand er, bebenden Mundes, sein Antlitz zum Himmel gewandt,
 da war eine erste Lerche, die sang zwischen Krachen und Graus,
 da floh die gefangene Seele aus ihres Willens Haus.
 Da weinte er. Weinte vor Qual: Jetzt sah er erst Tod und Schlacht,
 sah, was des halben Jahres Krieg über die Erde gebracht.
 Er griff nicht mehr zum Gewehre, er hat seine Wacht versäumt,
 und stand er auf seinem Posten, da hat er geschwärmt und
 geträumt.
 Er küßte die nackte Erde und warf sich an ihre Brust,
 hat nichts mehr von aller Beschwerde, nichts mehr vom Kriege
 gewußt.
 Er hörte auf kein Kommando, nicht, wenn ein Schrapnell zersprang,
 kein Schießen, kein Stürmen, kein Rufen — nur: daß die Lerche
 sang.

Dieses letzte Erlebnis, das der Zwang zum Sterben dem Menschenherzen gelassen hat, nach solchem Lärm einen Vogelruf zu hören, ist so überwältigend, daß es nicht allzuschwer sein mag, die Sprache zu finden. Und gar, da statt des halben Jahres schon der Krieg der anderthalb Jahre, im zweiten Frühling, auf die Seele drückt. Aber außer diesem einen ersten Lerchenruf haben wir keinen nächsten vernommen. Herr Richard Dehmel, dessen Ausdruck in den Mysterien der Liebe verschlungener und in den Mysterien des Krieges primitiver ist als die Sprache jenes Dilettanten, sollte nachträglich empfinden, welche Macht die Tiere über die Menschen haben können, wenn die nur wieder zu sehen und zu hören beginnen, nachdem sie so lange das Unnatürliche getan haben. Einen Undank, wie ihn die Großen bei Shakespeare den einmal benützten Mördern zu beweisen pflegen, müßten, so sollte man hoffen, bald die Patrioten für ihre Lyriker übrighaben, ein übernächtiges Grauen vor der Erinnerung, daß man das einst habe gutheißend, wünschen und mitmachen können. Und der fette Intellektuelle, dessen in den sichersten Gegenden des Hinterlands entstandenen »Haßgesang« jedes Gesinnungswerkel durch ein ganzes Jahr in ganz Deutschland gespielt hat, opfere vollends seine Feder auf dem Altar des Vaterlandes, wenn er das Gedicht jenes Kessel schmieds liest, in dem einer in die Kugelgefahr ging, um den toten Feind, der vor dem Drahtverhau lag, zu holen und zu begraben:

Es irrten meine Augen — mein Herz, du irrst dich nicht.

Es hat ein jeder Toter des Bruders Angesicht.

Aber in den Lesebüchern wird stehen: »Eini das Messer ins Russenfleisch und gach umdraht!«, und daß es ein Hochgefühl sei, »den Feind 'rankommen zu sehen und ihn niederknallen zu können, ohne daß er einem recht ankann.«

Aufhören zu verzweifeln — das werden wir nie! Wo aber sollen wir anfangen?

* * *

In einer deutschen Zeitschrift werden zitiert:

Graf Alfred de Vigny:

Ich rufe die Empörung des Gewissens eines jeden Menschen, der mitangesehen hat, wie das Blut seiner Mitbürger geflossen ist, oder der selbst daran schuld war, zum Zeugen dafür auf, daß eines Menschen Kopf nicht genügt, das drückende Gewicht vieler Morde zu ertragen. Dazu braucht es so vieler Köpfe, als es Kämpfende gibt. Um die Verantwortung für dieses Blutgesetz zu tragen, das man geschaffen hat, muß man es zum mindesten gut verstehen. Aber die besten Einrichtungen, von denen hier die Rede ist, werden nur vorübergehende sein, denn, ich wiederhole es noch einmal: die Heere und die Kriege haben ihre Zeit. Trotz der Worte eines Sophisten ... ist es nicht wahr, daß der Krieg gegen einen Fremden ein »heiliger« sei; es ist eben so wenig wahr, daß die Erde »nach Blut dürste«. Der Krieg ist verflucht von Gott, ja sogar von den Menschen, die ihn führen, und die ein geheimes Grauen vor ihm empfinden. Die Erde aber dürstet nach nichts anderem, als nach frischem Regen für ihre Flüsse und nach reinem Tau für ihre Blumen.

Jean Paul:

Das Unglück der Erde war bisher, daß zwei den Krieg beschlossen und Millionen ihn ausführten und ausstanden, indes es besser, wenn auch nicht gut, gewesen wäre, daß Millionen beschlossen hätten und zwei gestritten. Denn da das Volk fast allein die ganze Kriegsfracht auf Quetschwunden zu tragen bekommt, und nur wenig von dem schönen Fruchtkorbe des Friedens, und oft die Lorbeerkränze mit Pechkränzen erkauft; da es in die Mordlotterie Leiber und Güter einsetzt, und bei der letzten Ziehung (der des Friedens) oft selber gezogen, oder als Niete herauskommt: so wird seine verlierende Mehrheit viel seltner als die erbeutende Minder—Zahl ausgedehntes Opfern und Bluten beschließen.

* * *

Einiges von dem unter den »Glossen« aufbewahrten Material ist — vgl. S. 112 des letzten Heftes ¹ — wieder der 'Arbeiter—Zeitung' entnommen, deren Bemühen, dem durch Tat und Flucht grausamen Tag etwas Besinnung beizubringen, hier auf haltbarerem Papier unterstützt wird.

* * *

Die Tendenz der Sammlung Schopenhauerscher Worte gegen die deutsche Kultur im letzten Heft war nicht nur die Absicht, jener intellektuellen Nachhut, die die Soldaten gegen den Vorwurf des Barbarentums durch die Beateuerung schützen will, daß die Deutschen »das Volk Goethes und Schopenhauers« seien, dieses Vorhaben auszureden. Sie war vor allem das Bestreben, die Nachhut zur Vorsicht anzuhalten und ihr beizubringen, daß sie ihrer Heimat den schlechtesten Dienst erweise, wenn sie Schopenhauer nicht nur als Repräsentanten ihres Geisteslebens — das ist zu dumm — ausspiele, sondern als Zeugen gegen eine feindliche Nation — das ist gefährlich — bemühen wolle. Denn was immer er gegen andere Kulturen auf dem Herzen gehabt haben mag, jedenfalls taugt er heute schlecht zur Aussage, weil er eben besser gegen die eigene Nation aussagen könnte, und weil es doch vom Standpunkt derer, die vom Gegenteil leben, verfehlt ist, die Feinde auf solche Chance aufmerksam zu machen. Kein Autor sollte jetzt von denen, die Gegenbeweise gegen Barbarentum liefern müssen oder diesen Vorwurf auf den Feind abzuwälzen haben, sorgfältiger versteckt werden als Schopenhauer. Ich bin zu jenem und diesem nicht verpflichtet, und seinen Angriffen gegen das Deutschtum, welche ja nur die Fronde gegen eine heute erst besiegelte Lebensrichtung waren, die sich gegen das Leben und gegen das Gut der von ihm über alle andern gestellten Sprache kehrt, habe ich seine freundlichen Worte über die Italiener entgegengestellt, wieder nur um zu zeigen, wie unvorsichtig die Benützung eines andersgearteten Ausspruchs sei, den ich selbst nicht gefunden hatte und der eben schwerer zu finden ist als die vielen andern. Nun wird mir mitgeteilt, daß diese Äußerung Schopenhauers gegen die Italiener in einem Nachlaßband (»Neue Paralipomena«) feststellbar sei. Das ändert natürlich nicht das geringste an dem Risiko, das deutsche Journalisten eingehen, wenn sie Schopenhauer zu einer nationalen Entscheidung anrufen, ganz abgesehen von der Absurdität der Vorstellung, daß gerade er auch nur mit einem Wort Aufenthalt in solchen Mündern nehmen soll. Ich habe die Echtheit jenes Zitats nicht bezweifelt und ihr Beweis bringt mich keineswegs in Verwirrung. Der Sinn meiner Kollektion — viel patriotischer als er auf den ersten Blick scheint — war, an einem wirksamen Beispiel zu zeigen, daß eine gewisse nationale Dummheit, die dem Feind die Waffe liefert, der wahre Feind ist. Deutsche Literaturkreise aber, von der Fülle Schopenhauerscher Aversion gegen die Deutschen sichtlich überrascht, erwarten nun von meiner »Gerechtigkeit«, daß ich nicht nur die Auffindung jenes antiitalienischen Ausspruchs bestätige, sondern auch noch die folgenden Sätze wiedergebe, die Schopenhauer am 29. Oktober 1822 von Florenz aus an seinen Freund Osann in Jena geschrieben habe (Briefe, Leipzig 1911, S. 125):

... wieder lebe ich unter der verrufenen Nation, die so schöne Gesichter und so schlechte Gemüther hat; am auffallendsten ist die unendliche Heiterkeit und Fröhlichkeit aller Mienen: sie kommt von ihrer Gesundheit und diese vom Klima; dabei sehn viele so geistreich aus, als ob etwas dahinter stäke: sie sind fein und schlau und wissen sogar, sobald sie wollen, brav und ehrlich auszusehen, und sind dennoch so treulos, ehrlos, schamlos, daß die Verwunderung uns den Zorn vergessen läßt. Fürchterlich sind

ihre Stimmen: wenn in Berlin ein einziger auf der Gasse so gellend und nachhallend brüllte wie hier Tausende, so liefe die ganze Stadt zusammen; aber auf den Theatern trillern sie vortrefflich.

Die deutsche Literatur hat also nicht vergebens an meine Gerechtigkeit appelliert. Schließlich muß Schopenhauer selbst entscheiden, ob er früher oder später mit den Italienern recht gehabt hat, und wenn man schon gerecht ist, wird man seine reiferen Antipathien für die besseren halten müssen. Wäre er noch älter geworden, er hätte die Fähigkeit, »sobald sie wollen, brav und ehrlich auszusehen«, neidlos einem andern Menschenschlag zuerkannt. Wie recht hatte er aber schon damals mit der Meinung, daß in Berlin, wenn dort ein einziger auf der Gasse brüllte, die ganze Stadt zusammenliefe. An das Gebrüll der Masse gewöhnt sich, wer unter ihr lebt; an die Berliner Individualität niemand. 1822 war ihm noch die Schönheit der Perfidie zuwider, aber später hat er schon gezweifelt, ob die Häßlichkeit das Gesicht der Treue habe, und wie ihm heute die garantiert zuverlässige, einzig authentische, jeden Zweifel mühelos abweisende Wolff—Bürro—Visage behagen würde, das weiß ich ganz genau. »Treubruchnudeln« und »Schurkensalat« hätte er nicht gegessen. Und die deutsche Literatur soll künftig an seinem Geschmack, aber nicht an meiner Gerechtigkeit zweifeln. Und vor allem nicht an seiner Konsequenz. Denn sie mögen seinen italienischen Sympathien getrost seine italienischen Antipathien entgegenstellen: in Bezug auf die Deutschen werden sie ihm sein ganzes geistiges Leben lang keinen Widerspruch nachweisen können.

* * *

Der in Nr. 413 — 417 veröffentlichte Aufsatz »Die Judenfrage« von Dostojewski ist in den »Politischen Schriften« der im Piper'schen Verlag erschienenen Gesamtausgabe enthalten, die verdienstvoll wäre, auch wenn der Prospekt es nicht nötig fände, die Größe Dostojewskis durch Bahr und Bierbaum beglaubigen zu lassen. Da die Tatsache eines deutschen Dostojewski immerhin wichtiger ist als die Existenz sämtlicher momentan vorrätigen deutschen Originale, so wird hier (wie in der freiwilligen Anzeige auf dem Umschlag) auf diese Gesamtausgabe hingewiesen.

* * *

In den 'Weißen Blättern', deren Name von der Farbe des Schleims kommt und die bei Kriegsbeginn ihre Ruhepause mit der im Munde der Generation nicht unebenen Erklärung begründet hatten, daß »jetzt die Zeit zum Handeln« gekommen sei, glaubt sich Fräulein Annette Kolb — die gewiß menschlich mit jenem Milieu nichts zu schaffen hat — mit mir auseinandersetzen zu müssen.

... Jetzt aber kann man der Verwundeten und der Gefangenen nicht denken, ohne daß sich das Mitgefühl auch jenen Vereinzelteten zuwendet, deren es heute in allen Ländern gibt, *die von dem Strom der Gedankenlosigkeit, der alles umwarf, nicht fortgerissen*

wurden, sondern von ihrer brennenden Erkenntnis, wie in Einzelhaft verwiesen, allein und abgetrennt, *ihn überragen*. Man schreibt gewiß nicht ohne große innere Pein Sätze nieder, wie ich sie heute in der 'Fackel' finde: »Der kriegerische Zustand scheint den geistigen auf das Niveau der Kinderstube herabzudrücken«; und man stimmt nicht anders als bedrückten Herzens dem Autor bei. Aber nicht länger bin ich des Verfassers Meinung (was nicht geschieht, um ihm entgegenzukommen, der ein paar Seiten weiter die Äußerung zu Drucke bringt: »Eine Frau soll nicht einmal meiner Meinung sein, geschweige denn ihrer«), nicht länger teile ich seine Meinung, wenn er auf die Frage, die er aufwirft: »Was kann durch den Weltkrieg entschieden werden?« sich selbst zur Antwort gibt: »Nicht mehr, als daß das Christentum zu schwach war, ihn zu verhindern«. Ja, ich maße mir die Meinung an, daß er da wirklich mit einer unzureichenden Leuchte an das Problem herantritt.

Nämlich das Christentum war nicht zu schwach, sondern zu stark, die Menschheit evoluiere langsam, nur Geduld, es wird schon kommen.

Aber der Gewalt des Christentums tut die menschliche Hinfälligkeit keinen Abbruch; ja unerbittlicher könnte es nicht wider uns triumphieren ...

Man soll nur am Christentum festhalten, sich nicht »durch das Ekle und Scheußliche«, das den Katholizismus »*tief unter sich begrub*«, irre machen lassen, »um in der *Vermutung* nicht gestört zu werden, daß wo *einmal* dieser viel mißbrauchte Kult zu *seinem adäquaten Ausdruck gelangt*, eine Höhe des Daseins sich ergibt, die alles andere *weit unter sich läßt*« etc. Dies sei zwar sehr selten der Fall. Wenn aber, so tut sich erst das Weltall auf.

Daß heute, wo die Welt wie nie zuvor zu einem Jammertal versank, daß sich ihr da zum ersten male die Umrisse der Gestalt des Hirten vollgültig umschrieben, ist diese *Tatsache* keiner Deutung wert?

Wer hat die *Tatsache* wahrgenommen? Kein Mensch, aber schön wär's:

Nicht Feind vom Feinde, nicht ihre Konfessionen scheidend, ist Gleichgewicht, das hoch und einsam über die gebeugten Völker ragt, bei ihm allein. Ist dies kein Innehalten wert?

Sie halten aber gleichwohl nicht inne, und die Völker bleiben gebeugt.

Die wahre Fahne, die alle umwallt, entrollte nur er. Und wer, Jud oder Heide, spottet heute diese Hirten ohne Herde und dennoch Hirten, wie nie zuvor; nie zuvor so gebieterischen und so weithin deutlichen Reliefs, von der Wahrheit selbst gleichsam emporgehalten und hinausgestellt, aus der Ohnmacht erst geschaffen, wie es scheint.

Wie es scheint. Wem ist das Relief deutlich? Keiner spottet, aber niemand läßt sich stören.

Oder soll ich es in Währungen ausdrücken, da sie es doch sind, welche diese Zeit in ihre Bahnen warfen? Nun, wie zwei Münzen, für was sie gelten und nur auf ihren Klang hin und ohne Kommen-

tar werfe ich sie hin: Wilson und Benedikt. Denn wer hörte nicht von selbst die schwere, gewaltige vor der hohlen und hinfälligen heraus? Wen erschreckte da nicht der Unterschied? Sogar Amerikaner. So viel Phantasie haben sogar sie.

Es ist gefehlt, jetzt etwas in Währungen auszudrücken. Denn die Christen entschädigen sich für den Kursverlust am Blut und für den Blutverlust am Kurs. Auch legt es Zweifel nahe, welchen Benedikt Fräulein Kolb eigentlich meint, den mit der schwersten Münze, oder nur mit der schweren, den starken oder den schwachen Benedikt. Sie scheint den schwachen zu meinen und findet, er habe den Klang in der Welt. Die Dame hat mit allem recht, sie wünscht, daß es so wäre, und sie schreibt gern. Ich bin ganz ihrer Meinung, nur sie nicht meiner und das ist recht so. Was kann durch den Artikel einer Frau bewiesen werden? Nicht mehr, als daß ich zu schwach war, ihn zu verhindern. Beweist das etwas gegen meinen Wert? Im Gegenteil, ich war nicht zu schwach, sondern zu stark, Schriftstellerinnen evoluierten langsam und unerbittlicher konnte ich nicht wider das Fräulein Kolb triumphieren. Ist dies kein Innehalten wert? Sie schreibt aber weiter. Ich lese aber nicht weiter. Nur bis zu der Stelle, wo ich, nachdem sich herausgestellt hat, daß wir beide das Christentum, von der kriegführenden Menschheit begraben, über eine kriegstaugliche Menschheit triumphieren lassen und es also höher schätzen, als diese ist und es schätzt, die Worte bemerke:

Nein, Herr Kraus, das war gedankenlos!

Und dies, wiewohl ich doch zu jenen gehöre, die »von dem Strome der Gedankenlosigkeit nicht fortgerissen wurden«, sondern »ihn überragen«, nämlich den Strom, sozusagen ein schwimmender Berg. Da hier somit eine Frau meinen Rat, nicht meiner und nicht ihrer Meinung zu sein, denn doch völlig erfüllt hat, schiele ich neugierig, aber vorsichtig zur Fortsetzung hinüber und finde das folgende:

Überhaupt — um von den Männern zu reden — meine ich, daß gegenwärtig kein Grund vorliegt zu ihrer Überhebung. Ich bin nie eine Frauenrechtlerin gewesen und dieser Bewegung gegenüber stets passiv geblieben; aber ich muß schon sagen: daß nach vielen Dezennien eines ausschließlichen Männerregiments ein derartig vollendeter Wirrwarr zutage gefördert wurde, gibt doch zu denken.

Fräulein Kolb will also jetzt die Aufmerksamkeit auf einen Wirrwarr ablenken, den die Männer angerichtet haben, und ich war nur ein Übergang zu der herzhaften Hypothese,

daß, wenn statt der Herren Sonnino, Berchtold, Poincaré, Bülow, Churchill, Iswolski usw. *die Damen (ich nenne keine beliebigen, sondern solche, die sich schon erprobten, die es wirklich gegeben hat, die mithin irgendwie weiter vorhanden sind)*, wenn statt ihrer Damen wie die Markgräfin von Bayreuth, Maria Theresia, Katharina II. und die von Siena, Julie de Lespinasse *und* auch die alte Queen, daß wenn solche Frauen mehr im Vordergrund gestanden hätten, *statt ausgeschaltet zu sein*, mit zu bestimmen, statt zu

schweigen gehabt hätten, daß dann — — es läßt sich nichts beweisen.

Das ist nur zu wahr, daß sich nichts beweisen läßt. Aber Fräulein Kolb hat Namen genannt, keine beliebigen, sondern solche, die sich schon erprobt haben. Ärger, sagt sie, könnten die Dinge, wie sie ohne die Mitwirkung jener Frauen, »ohne ihr Zutun« — was beweisbar ist — sich jetzt gestaltet haben, unmöglich sein. Klar erkennt man, daß man mindestens nicht schlecht gefahren wäre, wenn man mit der Katharina oder der alten Queen, die irgendwie vorhanden sind, die man aber nicht aufkommen lassen wollte und die jetzt auf Spitalsdienst, Bridgespiel, Theosophie, Kjöringfahren oder gar Bücherschreiben angewiesen sind, einen Versuch gemacht hätte. Natürlich hat die Dame wieder ganz recht mit der Meinung, daß die Frauen das Politisieren, das ja wirklich sogar leichter als Kochen ist, so gut treffen würden wie die heutigen Männer, wiewohl die Unfähigkeit der Männer noch kein Beweis dafür ist, daß sie es besser treffen würden, und ich ja auch schon erprobte Namen nennen könnte wie Perikles, Macchiavelli, Peter der Große, Bismarck. Soweit, was das Politisieren anbelangt. Was aber das Denken im Allgemeinen betrifft, so ist die Frage, ob sich hier den Frauen ein Beruf eröffnet, noch heikler. Denn meine Unfähigkeit dazu beweist schon gar nicht, daß die Annette Kolb es kann.

* * *

Eine jetzt in Schwang gekommene Art des Feuilletonismus, die deutsche Hausmannskost statt der französischen Küche bietet und von braven Jungen zubereitet wird, finde ich in einer Zuschrift mit besserem Geschick parodistisch dargestellt, als es die Biederkeit selbst vermöchte. Die Gemütsart dieses Typus ist zusammengesetzt aus einer Weltweisheit, welche die irdischen Genüsse, wie das Fahren im Schlafwagen, schon überwunden hat, und einer Fibeleinfaht, die deren gründliche Kenntnis nicht verheimlicht. Sie zieht das edle Weidwerk großstädtischen Vergnügungen auch dann vor, wenn von etwas ganz anderem die Rede ist, und in ihrem Ausdruck ist sie ein fortwährendes Butzenscheibenschießen. Sie hat das Herz auf dem rechten Fleck, aber das Wort immer auf dem andern, indem sie den Menschen nicht nur als Jägermann betrachtet, sondern diesen noch als »Jünger Hubertus'«. Ihr Vorstellungsleben bewegt sich zwischen einer Volkstümlichkeit, die auf einer Kennerchaft von Land und Leuten beruht und bis zur Befassung mit den seltensten Gebrauchsgegenständen geht, und herzhafter Ablehnung jeglichen Komforts, dessen Betätigung sonst von einem Feuilletonisten verlangt wurde, der bislang wissen mußte, daß in einem fashionablen Hotel die Grande—Dame auf das vierte Läuten erscheint, oder andernfalls bereit war, sich über das Fehlen der »dämonischen Frau« lustig zu machen. Hier wird etwas ganz Neues geboten, wie man unschwer an der schlichten, im weitläufigsten Ausdruck immer doch das Einfachste bergenden Sinnesart erkennen wird.

An einem der köstlichen Tage, die der liebe Lenz uns jetzt beschert, führte uns kürzlich ein Geschäft frühmorgens auf einen unserer großen Bahnhöfe. Die herbe, frische Luft rief in uns allso gleich die Erinnerung an manchen fröhlichen Pirschgang wach, da wir im grünen Röcklein des Weidmannes, die blanke Büchse über der Schulter, der ritterlichsten und männlichsten Leibesübung oblagen. Bald galt es dem graubraunen Meister Lampe, bald dem rostroten Herrn von Reinecke und seiner Gesponsin, der zierlichen Fähe, bald gar dem wackeren Vogel mit dem langen Gesicht, dessen Anblick jedem echten Jünger Hubertus' das Herz höher schlagen läßt. Mit mitleidigem Lächeln gedachten wir wohl auf solcher Wanderung jener armen Spötter und Hämlinge, die sich um diese Stunde noch in den weichen Federn gütlich tun. Freilich ist es nicht immer ihre Schuld, wenn ihnen manches fehlt, was das Leben köstlich macht.

Nun führte uns unser Weg über einen offenen Markt. Zartrote Lämmer hängen da neben schmackhaften Öchsein von der Farbe des Chrysoberylls und neben den weiten braunen Körben mit mai-grünem Inhalt leuchten goldige Pyramiden, aus süßen Früchten gebildet. Nicht jeder freilich ist imstande, solche Farbensymphonie zu genießen, und lächelnd gedenken wir unseres Freundes Adolf, dem ein knusperig braunes »Backhendel« in Begleitung eines würzigen Gurkensalates über alle Kunstgenüsse geht. Jetzt freilich muß der Arme schon seit Wochen auf solche Leckereien verzichten, denn die Fieberhexe hält ihn in den dürren Fängen und zwackt ihn weidlich.

Nun umfängt uns die graulichweiße Bahnhofshalle. Nicht jedem ist es gegeben, in dem hier herrschenden Gewühle Beobachtungen zu machen. Aber uns fällt sogleich ein behäbiges Ehepaar auf, dessen blitzblankes Reisegepäck noch mehr als seine aufgeregten Mienen verrät, daß sie sich den Luxus einer Reise nur selten gönnen dürfen. Es wäre aber Unrecht zu glauben, daß sie deshalb für den Zauber eines schönen Frühlingmorgens unempfindlich sind. Vielleicht genießen sie ihren bescheidenen Ausflug mehr als etwa der elegante Globetrotter, den wir hinter dem dicken Spiegelglas eines Abteils 1. Kl. bemerken. Er lehnt lässig in dem kirschroten Samtpolster und hat den Arm bequem in die braune Lederschlinge geschoben, die neben dem Fenster herunterhängt. Über seinem Kopf liegt der Frühstückskorb mit seinem appetitlichen Inhalt, daneben ein Reiseneccessaire, in dem wir wohl mit Recht zahlreiche geschliffene Kristallflakons mit dicken, kugeligen Silberstöpseln vermuten. Diese Gepäcksstücke sind mit den bunten Reklamemarken vornehmer Hotels beklebt und natürlich unbeschreiblich verwahrlost. Wer weiß aber, ob diesen Weltmann, dessen Benehmen so sicher und unbefangen erscheint, als könnte ihm auf dem Par-

kett des Lebens nichts mehr zustoßen, nicht längst insgeheim das Zipperlein plagt ...

Im Gedränge fallen uns einige verdächtig aussehende Burschen auf, denen die Nähe eines diensteifrigen Wachmannes übel zu behagen scheint. Es sind ungute Gesellen, denen man nicht des Nachts allein im Walde begegnen möchte, denn das Messer (Mandl) sitzt ihnen locker genug im Stiefel.

Nun zurück in die Stadt. Es ist die Stunde, da die Läden und Büros geöffnet werden, und die Straße wimmelt von jungen Geschöpfen in einfacher, aber netter Kleidung, die zur Arbeit eilen. Manchen mag das wohl sauer ankommen, aber die meisten dieser guten Kinder verdienen vielleicht eher die Liebe eines braven Mannes, als manche geputzte Dame, die einige Stunden später auf dem Korso erscheint, um ihr buntes Seidenkleid und ihren großen Federnhut bewundern zu lassen.

Aber vielleicht hat auch diese ihre Berechtigung. Nicht jeder freilich vermag sie zu erkennen, aber wer ein wenig tiefer ins Leben geblickt und manchen Vorhang gelüftet hat, der deutet sich alles mit jenem indischen Wort, das da lautet: »Nichts ist wahr und das bist du!«

* * *

Viel Begeisterung hat der Krieg für den Rezitator Wüllner übriggelassen. Es dürfte sich um einen rhapsodisch erhöhten Gregori handeln. Einer der ausführlichsten Wüllner—Verehrer schreibt:

... Vorleser ist er nicht, weil er niemals vorliest, alles frei und auswendig vorträgt. Um ihn Schauspieler zu nennen, dazu fehlt ihm das Um und Auf der Bühne.

Ganz richtig, da er nur in Konzertsälen auftritt.

Sicherlich steckt schauspielerische Begabung in ihm; wie weit sie reicht, können nur die beurteilen, die ihn auf dem Theater gesehen haben.

Zum Beispiel ich. Als Jarl Skule in den »Kronprätendenten« von Reinhardt, einem abendfüllenden Sketch, der mir damals viel Spaß gemacht hat. Es war ein Versuch, das Leben und Treiben in einem Zirkus auf die Bühne zu bringen, lange bevor das Gegenteil sich bewährt hat.

* * *

Vorlesung im Kleinen Musikvereinssaal, 21. Dezember: I. Vorwort (Ein Irrsinniger auf dem Einspännergaul) / Schmückedeinheim / Aus großer Zeit / Aphorismen / Hopsdoderoh / »Drückebege in Frankreich« usw. / Die Freigelassenen / Hier wird deutsch gespuckt / Aus Schopenhauer / Diana—Kriegs—Schokolade / Kinder und Vögel sagen die Wahrheit / Wiese im Park / Abschied und Wiederkehr / Sonnenthal / Elegie auf den Tod eines Lautes. II. Dialog der Geschlechter / Eextraausgabe — ! — Schweigen, Wort und Tat.

* * *

In Nr. 413 — 417 ist zu lesen: S. 8, 13. Zeile von unten, statt: vom Tagblad! Extraausgabää — !« vom Tagblad!« »Weltblad! Extraausgabää — !«; S. 43, 1. Zeile nach dem Zitat, statt. Wenn die Herren, die die große Zeit Wenn die Herren die große Zeit; S. 104, 5. Zeile von unten, statt: und dem die und der die.

* * *

Im »Verlag der Schriften von Karl Kraus«, Leipzig (am Jahresbeginn von Herrn Kurt Wolff errichtet) ist das Buch »Worte in Versen« erschienen. Es enthält die folgenden Stücke

Verwandlung / Vergleichende Erotik / Leben ohne Eitelkeit / Zwei Läufer / Mein Weltuntergang / Beim Anblick einer sonderbaren Parte / Tod und Tango / Die Leidtragenden / Kriegsberichterstatter / Eextraausgabeee — ! / Monolog des Nörglers / Beim Anblick eines sonderbaren Plakates / Die Grüngekleideten / Elegie auf den Tod eines Lautes / Inschriften / Eine Prostituierte ist ermordet worden / Grabschrift / Beim Anblick einer Schwangeren / Zum wohltätigen Zweck / Die Krankenschwestern / Sonnenthal / Wiese im Park / Vor einem Springbrunnen / Aus jungen Tagen / Abschied und Wiederkehr / Widmung des Wortes / Der sterbende Mensch / Sendung.

Die »Inschriften« enthalten:

Vae victoribus! / Fortschritt / Nach Goethe / Sittlichkeit und Kriminalität / Christlicher Umlaut / Sexus und Eros / Elegisches Versmaß / Heroischer Vers / Norm / Reinigung / Kategorien.

Bisher ungedruckt sind: »Sendung« und »Heroischer Vers«. In Versform neugeordnet — außer dem im letzten Heft veröffentlichten »Eine Prostituierte ist ermordet worden« — die Stücke: »Beim Anblick einer sonderbaren Parte«, und »Sonnenthal« (aus dem Schluß des Aufsatzes: Das Denkmal eines Schauspielers). Sonst manche Änderungen in Text und Titeln. — Das Buch ist bei Drugulin in Leipzig gedruckt.

* * *

Irgendwo wurde kürzlich festgestellt, daß das Burgtheater in einem kläglichen Zustand vor der Shakespeare—Feier steht und heute nicht imstande wäre, Macbeth, Hamlet und Lear aufzuführen, während zum Beispiel das tschechische Landestheater in Prag mit fünfzehn Werken von Shakespeare, die es längst in seinem Spielplan habe, den Gedenktag feiern werde. Dieser Angabe opponiert eine alberne, geradezu burgtheateroffiziöse Zuschrift, in der es, ohne eine Kenntnis der Prager Theaterverhältnisse zu behaupten, heißt, es komme auf die Inszenierung an, auf die das Burgtheater bekanntlich so viel Sorgfalt verwende, daß fünfzehn Stücke, die man nie im Repertoire

»stehen« habe — man muß also wohl täglich von neuem inszenieren — überhaupt nicht herauszubringen wären. Die Hinweisung auf Prag, so interessant sie an sich sei, werde »doch dem Burgtheater nicht ganz gerecht«, auch in Bezug auf die Frage der Darstellung:

Wir kennen die schauspielerische Qualität der tschechischen Vorstellungen nicht. Wenn es sich bloß darum handeln würde, alle die fünfzehn angeführten Stücke am Burgtheater zu spielen, so wäre das ja auch zu machen. Aber man würde, gewöhnt an erste Darsteller und auch von ihnen verwöhnt, wenig erbaut davon sein, daß hervorragende Rollen nicht ihrem Gewicht gemäß besetzt wären. Man weiß doch, wie anspruchsvoll das Burgtheaterpublikum ist.

Und setzt voraus, daß es sich in Prag »bloß darum handelt etc«. Dem anspruchsvollen Burgtheaterpublikum, das an erste Darsteller gewöhnt ist, aber sie schon so lange entbehren kann, und das nun seit zwei Jahrzehnten von Herrn Reimers verwöhnt wird, wäre offenbar eine Hauptrolle mit einem Schauspieler wie dem Prager Vojan nicht ihrem Gewicht gemäß besetzt. »Es erscheint wichtig«, schließt die Zuschrift, »alle Seiten der Sache besonnen zu erwägen«. Die Verteidigung scheint mit ihrer Besonnenheit zufrieden zu sein und stellt somit an sich selbst geringere Ansprüche, als das Publikum ans Burgtheater. Dieses ist also nicht nur faul und unfähig, sondern bildet sich noch etwas darauf ein und setzt als selbstverständlich voraus, daß eine andere Bühne ihren Eifer nicht auf einem höheren Niveau betätigen könne. Es hat eine Tradition zu hüten, der vom ganzen heutigen Personal vielleicht noch die Toilettefrau auf der linken Seite gerecht wird, und die, nämlich die Tradition, will es nun einmal nicht kompromittieren. Aus Furcht, hinter den berechtigten Anforderungen zurückzubleiben, bleibt es hinter den berechtigten Anforderungen zurück. Denn das Burgtheaterpublikum ist so anspruchsvoll, daß es lieber gar keinen Shakespeare als einen unzulänglichen sehen will, es ist von Herrn Reimers als Othello dermaßen verwöhnt, daß es Herrn Reimers als Macbeth nicht zu sehen wünscht. Anstatt aber die Möglichkeit einzuräumen, daß auf dem heutigen slawischen Theaterboden eher Helden wachsen, als auf dem deutschen, oder anstatt, wenn das Zugeständnis inopportun wäre, zu schweigen, wagt man es, die Leistung zugunsten des Nichtgeleisteten herabzusetzen, und lehnt es stolz ab, Shakespeare zu spielen, weil man einen Ruf zu wahren habe. Gewiß ist die Unterlassung einer Aufführung des Hamlet die würdigste Shakespeare—Feier, die das Burgtheater heute zu bieten hat. Aber durch welche Leistung wird es dem Rufe gerecht, wie erweist es sich der Tradition würdig, wie erfüllt es die Ansprüche des Publikums, dessen Verwöhntheit doch auf die Dauer nicht damit vorlieb nehmen kann, die Werke, die es nicht schlecht gespielt sehen will, gar nicht gespielt zu sehen? Die Zurückhaltung des Burgtheaters gegenüber Shakespeare in allen Ehren, aber sie ist eine Inkonsequenz. Das Burgtheater kann auch Goethe, Schiller, Grillparzer und noch viele andere Autoren nicht spielen, es muß Scribe, Sardou und andere Zeugen seiner verblichenen Lustspielherrlichkeit verleugnen, und es sollte deshalb gegenüber den Ansprüchen des Publikums an die Darsteller und in Anbetracht der zeitraubenden Mühe der Inszenierungen einen radika-

len Entschluß fassen, der seiner Korrektheit und Pietät angemessen wäre, um endlich Ruhe zu haben und sowohl dem eigenen Ruf wie dem des Wagentürlaufmachers, der am Schluß jeder Vorstellung sein »Aus iii—s!« in die Gegenwart ruft, im feierlichsten Sinne gerecht zu werden.

* * *

Wenn das, was heute in deutscher Sprache zu schreiben wagt, ohne ihres Atems einen Hauch mehr zu verspüren, irgendwie, von einem metaphysischeren Anstoß als dem Weltkrieg geschüttelt, imstande wäre, noch ein Quentchen Menschenwürde und Ehrgefühl aufzubringen, so müßte die Armee von Journalisten, Romansöldnern, Freibeutern der Gesinnung und des Worts vor das Grab *Adalbert Stifters* ziehen, das stumme Andenken dieses Heiligen für ihr lautes Dasein um Verzeihung bitten und hierauf einen solidarischen leiblichen Selbstmord auf dem angezündeten Stoß ihrer schmutzigen Papiere und Federstiele unternehmen. In einer kleinen Biographie — wohl der einzigen anständigen Neuerscheinung der Reclam—Bibliothek —, aus der man auch einigermaßen die Superiorität der vormärzlichen Wiener Gesellschaft über den heutigen Mischmasch feststellen kann, der die Verpowerung österreichischer Werte als einen Triumph des Heute ausruft, sagt der Verfasser, Alois Raimund *Hein*, über die Beziehung des Dichters (den J. V. Widmann den Seelenfrieden—Stifter genannt hat) zu einer Epoche, die anfang, ein freches Zeitbewußtsein zu bekommen:

Stifter trat als vollendetes Original vor die Schranken. Sprache und Empfindung waren ursprünglich und unvergleichlich; das bis zu anbetender Verehrung gesteigerte Naturgefühl, das liebevolle Versenken in zarte, weiche Stimmungen, die heilig—fromme Gemütstiefe, der Reichtum der Phantasie und die Fülle des Ausdruckes bei fast ängstlicher Scheu vor allem, was den Lärm des Tages ausmacht und sich im lauten Ringen der Zeit austobt, alles das mußte beifälligste Bewunderung und innigste Zustimmung finden in jenen zahlreichen Kreisen des Vormärz, welche den gedämpften Worten rein—frohen, weltfernen Kindersinnes willfähriger lauschen mochten als den eben damals mit ungestüme Leidenschaftlichkeit zornmütig ausgestoßenen Kampfrufen der literarischen Tumultanten. Inmitten des immer stärker anschwellenden Aufruhrs der Meinungen, inmitten der Verwünschungen und des Wutgeschreis wegen geistiger Knechtschaft, Unterdrückung der bürgerlichen Freiheit und Beschränkung der höchsten menschlichen Güter stand Stifter mit seinem glaubensfrohen Anhang auf einer Insel der Glückseligen, deren den ewigen Göttern geweihter Hain, küstenfern und abgeschlossen, unbehelligt blieb von der tosenden Brandung der Gezeiten. Während eine auf gewaltsame Umwälzung hoffende, dem Umsturz der Dinge in schrillen Tönen eindringlich das Wort redende Sängerschar mit den bedrückenden Erscheinungen des Alltags ihre murrenden Strophen füllte, hielt Stifter den verzückten Blick auf das Ewige und Unendliche, auf

das Dauernde und Unveränderliche gerichtet. Gleichwie ihn später, als die Zeit der Erfüllung kam, das revolutionäre Aufschäumen der Volkswut erschreckte und anwiderte, so fanden auch die den blutigen Ereignissen vorangehenden Dithyramben des Freiheitsdranges keinen Weg zu seinem Herzen. *Was die Zeitwelle hebt, was die Zeitwelle verschlingt, das achtete er für nichts. Nach seiner Anschauung vom Leben erschien ihm der Gedanke widersinnig, daß die Gewährung politischer Freiheiten an die Massen das Glück des Einzelnen zu erhöhen vermöchte.* Denn er erblickte das höchste individuelle Glück in dem harmonischen Einklang der Empfindungen, in der stillen Ausgeglichenheit des Innenlebens, in der erhabenen Friedfertigkeit, welche dem Einsamen abseits vom Wege erblüht. Dieses Glück, das jeder einzelne in seiner besonderen Weise sucht und aus der Tiefe seines Wesens gründet, konnte er nicht in Zusammenhang setzen mit den Kämpfen und Erschütterungen einer stürmisch bewegten Zeit. Die politischen und gesellschaftlichen Bestrebungen erschienen ihm in ihrer Wandelbarkeit und Unbeständigkeit klein gegen das unerschütterliche Walten der Natur. Der Halm, welcher genau so wie heute schon vor Jahrtausenden im Kosen der Lüfte sich wiegte, an dessen Wachstum alle Leidenschaften, alle Erfindungen, alle Umwälzungen der Menschengeschichte auch in der fernsten Zukunft keine Veränderung bewirken können, war dem stillen Poeten des Waldes bedeutender, wertvoller, heiliger, vertrauter als das Kampfgetümmel wechselvoller Erscheinungen ...

Wohin hätte er aus der heutigen Welt entkommen mögen, in welchen Wald entfliehen können, um nicht auf Stacheldraht zu stoßen? Ihn heute lesen und sich dann wieder umsehen, in welcher Welt man lebt, verlangt stärkere Nerven als um nur in dieser durchzuhalten. Aber als Entschädigung für den Genuß der Heineschen »Harzreise«, deren Sprachschwindel mir neulich eine halbe Stunde leer gemacht hatte, habe ich doch wieder einmal jenen »Hochwald« gelesen, in den der dreißigjährige Krieg nicht dringt und aus dem die deutsche Sprache nicht mehr herauswill. Und nach einer notwendigen Durchsicht jener öden Reimeschluderei »Deutschland«, die sich ein Wintermärchen zu nennen wagt und die einst den aufgeweckten deutschen Schulbuben so imponiert hat, daß sie später viel bessere Kneipzeitungen verfaßten, bin ich vor Stiftern »Feldblumen« gestanden. Dieser Jean Paul ohne Aufenthalt hat dort eine Stelle, in der ihm, wie alles und vor allem der Wald, die Musik zur Sprache wird. Ich frage, ob vor solchen Sätzen nicht der Krieg und seine sämtlichen Stilisten ihr Dasein einzustellen hätten:

» ... Dann, wenn sie vor dem Instrumente sitzt, zieht ein neuer Geist in dies seltsame Wesen; sie wird ordentlich größer, und wenn die Töne unter ihren Fingern vorquellen und dies unbegreiflich überschwengliche Tonherz, Beethoven, sich begeistert, die Thore aufreißt von seinem innern tobenden Universum und einen Sturmwind über die Schöpfung gehen läßt, daß sich unter ihm die Wälder Gottes beugen — — und wenn der wilde geliebte Mensch

dann wieder sanft wird und hinschmilzt, um Liebe klagt oder sie fordert für sein großes Herz, und wenn hierbei ihre Finger über die Tasten gehen, kaum streifend wie ein Kind andrücken würde, und die guten, frommen Töne wie goldene Bienen aus den vier Händen fliegen und draußen die Nachtigall darein schmettert, und die untergehende Sonne das ganze Zimmer in Flammen und Blitze setzt — und ihr gerührtes Auge so groß und lieb und gütig auf mich fällt, als wäre der Traum wahr, als liebte sie mich: dann geht eine schöne Freude durch mein Herz, wie eine Morgenröte, die sich aufhellt — die Töne werden, wie von ihr an mich geredete Liebesworte, die vertrauen und flehen und alles sagen, was der Mund verschweigt ... «

Aus jungen Tagen

Nie kann es anders sein.
Nun wirft mein Glaube keinen Schatten mehr.
Von deinem großen Lichte kam er her,
von des Geschlechtes rätselhaftem Schein.

Nun bin ich ganz im Licht,
das milde überglänzt mein armes Haupt.
Ich habe lange nicht an Gott geglaubt.
Nun weiß ich um sein letztes Angesicht.

Wie es den Zweifel bannt!
Wie wirst du Holde klar mir ohne Rest.
Wie halt' ich dich in deinem Himmel fest!
Wie hat die Erde deinen Wert verkannt.

Du gabst dich zum Geschenk
der Welt, ich hab es für dich aufbewahrt.
Ich habe Gott den größten Schmerz erspart.
Geliebte, bleibe deiner eingedenk!

Wie glänzt mir deine Pracht.
Dein Menschliches umarmt, der beten will.
Er heiligt es im Kuß. Wie ist sie still
von Sternen, deiner Nächte tiefste Nacht.

Nie soll es anders sein.
Ob alles Irdische zerbricht und stirbt,
nur dein Zerfall ein geistig Glück verdirbt.
Vergib dich an die Erde nicht, sei Dein!

Sonnenthal

Faßt Mut zum Schmerz, daß seine Träne nicht mehr fließt
und dieser große Chor der Jugendbühne stumm ist:
Die Glocke, die Charlotte Wolter hieß;
der Hammer, der mit Lewinskys Rede das Gewissen schlug;
und einer Brandung gleich die Stimme des Zyklopen Gabillon;
Zerlinens Flüstern; und Mitterwurzers Wildstroms Gurgellaune;
eine Tanne im Wintersturm jedoch war Baumeisters Ruf;
und schwebend, eine Lerche, stieg des jungen Hartmann Ton,
vermählt dem warmen Entenmutterlaut Helenens;
und Hagel, der durch schwülen Sommer prasselt, Krastels Sang;
und edlen Herbstes Röcheln Roberts Stimme;
und Sonnenthals: die große Orgel, die das harte Leben löst.
Und all der Sänger Stimme und Manier,
die noch verstimmt, von solchem Geiste war,
daß sie bewahrt sei gegen alles Gleichmaß,
womit die Narren der Szene und der Zeit
die lauten Schellen schlagen.

* * *

Glossen

EIN DRUCKFEHLER

Die Erinnerungen der Baronin Ebner—Eschenbach an das alte Burgtheater, das der Löwe, Fichtner, Korn, werden irgendwo zitiert. Wir lesen, sind ganz in den Tagen der dürftigen Herrlichkeit, da zwischen zerfransten Zimmerdekorationen großartige oder liebenswürdige Menschen auftraten, und so entrückt, müssen wir die, welche es erlebt haben, gar nicht um ihre Entrückungen beneiden und besinnen uns nicht des Schmerzes, Zeitgenossen der prunkvollen Schäbigkeit zu sein. Plötzlich, ein Blitz:

Löwy war ja *herrlich* und kam uns in manchen Rollen, zum Beispiel als *Siegfried* in Raupachs »Nibelungen« wie ein Halbgott vor

...

So selbstverständlich hat die Hand des Setzers das Nächstliegende ergriffen, und wüßten wir auch nicht gleich, daß dieser *Siegfried Löwy* ein Löwe, ein *Siegfried* war, wir spürten doch den Zusammensturz von Bühnen—und Lebenswerten und hörten den Klang des neudeutschen *Siegfried*. Dieser Druckfehler ist wahrlich des Teufels.

* * *

RASCHER SZENENWECHSEL
oder
WAS IHR WOLLT

Im Feuilleton, Seite 2 und 3:

Der Ulk wächst, schwillt bis zum *Ungeheuerlichen*. Man kann sich totlachen an diesen Ausgelassenheiten, muß jedoch zugeben, daß sie in ihrem *Übermaß das Gleichgewicht des Werkes stören ...* Und was noch schlimmer, das tolle Gebaren färbt auf die anderen Darsteller ab und verleitet sie zu der irrigen Meinung, in diesem Lustspiel sei überhaupt *nichts ernst zu nehmen*, auch nicht Gefühl und Empfindung, nicht Liebe und Liebesweh ... *So schädigt das aufdringliche Vorwalten des Derbkomischen den Gesamteindruck*, den dieses Lustspiel hervorbringen sollte. Alles Süße, Holde, Liebliche, womit es der Dichter begnadete, verliert seinen Duft, der Dramatiker Shakespeare kommt selten zum Wort, der Lyriker muß ganz verstummen, und das Märchen entflieht bestürzt ans andere Ufer. Sogar die eigentlich komischen Rollen werden auf die Seite gedrückt ... *Man sollte nun glauben*, dieser lustige Karneval würde im *flottesten Tempo* erledigt werden, in Saus und Braus vorüberstürmen. *Dem ist aber nicht so*. Spiel um Spiel wird von den Darstellern *mit äußerstem Behagen* ausgeführt, und Behagen *will sich Zeit lassen*, liebt die *gemächliche Gangart*. Dazu kommt ein anderer *Zeitverschwender*: der *Zwischenvorhang*. Er bietet den Vorteil, daß man die Szenen so ziemlich in der vom Dichter gesetzten Reihe bringen kann, unterbricht aber dafür jeden Augenblick den Fluß der Handlung, reißt jeden Augenblick den Zuschauer aus der Stimmung ... Es läßt sich gar nicht beschreiben, wie grausam dieser Spielverderber *die Harmonie des Ganzen zerstört*, ein so schön gebautes Meisterwerk zerstückelt und zerhackt. Um dann den *Zeitverlust* einzubringen, den er verursacht, haben sich einschneidende Kürzungen als notwendig erwiesen ... Alle technischen Bühnenreformen, die *nicht den blitzschnellen Dekorationswechsel* bei offener Szene ermöglichen, sind *keine zwei Heller wert*. Wir haben die Schattenseiten dieser Vorstellung vielleicht zu stark hervorgehoben. Zum Glück fehlt es nicht an erfreulichsten Eindrücken ...

Hier sind sie schon, auf Seite 18:

Die heutige Wiederaufnahme und Neuinszenierung von Shakespeares Lustspiel »Was Ihr wollt«, *über die wir im Feuilleton des vorliegenden Blattes berichten*, fand überaus lebhaft Zustimmung des dichtbesuchten Hauses. *Der Szenenwechsel vollzog sich in wünschenswerter Raschheit*, die Bühnenbilder selbst, namentlich des Strand, der Halle und des Parkgebäudes, waren von prächtiger Wirkung. Die *ernsten Partien sprachen sinnvoll an*, die *launigen* erweckten *behagliche Heiterkeit*. Auch der Shake-

spearische Übermut der grotesken Rüpel— und Narrenscherze fand volles *Verständnis*.

Die Harmonie 'des Ganzen bleibt immerhin zerstört. Wer's nicht glaubt, sehe sich das Lustspiel, das der autoritative Schwachsinn am 12. März in einer und derselben Neuen Freien Presse aufgeführt hat, im Original an. Daß die Hauptstadt von Montenegro noch am Tag vor der Einnahme ein Misthau- fen und am Tag nachher ein Schmuckkästchen war, kann man für möglich halten. Krieg ist Krieg. Aber die Unbekümmertheit, mit der solch eine Meinungs- hure mit demselben Atemzug zweierlei bekennt, ist doch ein Maßstab für die Erweichung der Gehirne, die einen doppelten Eindruck schmerzlos hinneh- men.

* * *

VERWANDLUNGEN

... die intellektuelle Kühnheit, mit der der Dichter (Shaw) gegen *englische* Heuchelei, gegen *englische* Überheblichkeit und *Beschränktheit* darin zu Felde zieht, würzt noch heute diese engli- sche Komödie ... Er macht sich den Spaß, zu zeigen, *wie einer, den die gute bürgerliche Gesellschaft verachtet, sich unversehens in einen Helden verwandelt*, der sich aus purem Edelmut für einen anderen hängen lassen will, *während dieser andere, der bis dahin ein ehrsamer Pastor war, sich eben so schnell in einen Raufbold und Rebellen verwandelt*: beide kannten sich nicht, noch *wir sie, denn nur die Tat enträtselt den Charakter*, weshalb der Bürgerbe- griff von Gut und Böse nicht viel Wert hat. Dies bildet ungefähr den geistigen Kern des Stückes ...

Es scheint sich also doch um eine allgemeine Kritik der Heuchelei zu handeln, was die spezielle Beschränktheit nur nicht sieht, denn sonst könnte sie Herrn Shaw, den Dichter, auch darauf aufmerksam machen, daß die bei- den Verwandlungen, in den Helden und in den Raufbold, häufig identisch sind und daß somit nicht nur der früher Verachtete, sondern sogar der ehrbare Pastor unter Umständen ein Held sein kann.

* * *

STRINDBERG UND KOOFMICH

»Über den nicht alltäglichen Fall einer Erkrankung als Folgeer- scheinung des Krieges wurde in der letzten Sitzung der zweiten Kammer des *Berliner Kaufmannsgerichts* verhandelt. Anlaß dazu bot die Klage des Kontoristen Kurt N. gegen die *Verlagsgesell- schaft »Häute und Leder«* ... Auf Grund dieser Mitteilung hielt sich die Gesellschaft für berechtigt, N. als sofort *entlassen* anzuse- hen ... fragte der Verhandlungsleiter den Gutachter, ob denn nach seiner Ansicht N. während der noch gar nicht erloschenen Krank- heit in der Lage gewesen wäre, seine Tätigkeit wieder aufzuneh- men. Sanitätsrat Dr. R. erwiderte darauf, daß es ein ganz sicheres

objektives Merkmal für die *Arbeitsfähigkeit* eines Menschen überhaupt nicht gebe. Die Möglichkeit, daß N. beim Aufbringen der nötigen Energie *arbeiten konnte*, bestehe jedenfalls. *Zeige es sich doch bei vielen modernen Dichtern* — der Gutachter wies bei dieser Gelegenheit auch auf Strindberg —, daß sie selbst beim Vorhandensein starker Hystero—Neurasthenie eine *rege Schaffenskraft* entfalten können. Andererseits mußte der Sachverständige zugeben, daß beim Kläger im Falle der Wiederaufnahme der Arbeit die Möglichkeit bestand, daß beim Eintreten neuer psychischer Erregungen sich die Anfälle in leichter Art wiederholen könnten ... «

Richtig ist, daß die meisten modernen Dichter Deutschlands, deren psychisches Verhalten ja auch eine Folgeerscheinung des Krieges ist, ohne aber die Einstellung der Arbeit und infolgedessen die Entlassung nach sich zu ziehen, eine Schaffenskraft entfalten, die auf dem Vorhandensein starker Hystero—Neurasthenie beruht. Das Berliner Kaufmannsgericht kann mir als einem Sachverständigen aufs Wort glauben, daß diese Erscheinung sehr häufig ist. Ich behaupte aber, daß von allen Verlagshäusern Deutschlands ausschließlich das Verlagshaus »Häute und Leder« Anspruch auf die Schaffenskraft dieser Patienten hat und daß sie verurteilt werden müßten, die Arbeit, die sie leider noch nie eingestellt haben, ausschließlich dort fortzusetzen. Wiewohl ich aber die Identität des Kontoristen Kurt N., der das einmal gerichtlich festgestellte Übel wiederum ohneweiters für die Mitarbeit an einer modernen Revue fruchtbar machen könnte, mit allen jenen, die schon in dieser Lage sind, anerkenne, muß ich doch sagen: daß ich die Zitierung Strindbergs vor das Berliner Kaufmannsgericht behufs Vergleiches seiner Arbeitsfähigkeit mit der Schaffenskraft eines deutschen Kommis für einen kulturellen Schlager ersten Ranges halte, der mich in der längst errungenen Ansicht bestärkt, daß die Weltgeschichte das Kaufmannsgericht ist.

* * *

DIE METAPHER IST KEINE!

... Bei der Kaiserfeier im Rathaus hielt Oberbürgermeister Wer-muth eine Rede, in der er hervorhob, daß kein noch so heftiger Anprall das *Guthaben* der deutschen und verbündeten Heere zu-nichte machen wird, das sie in unendlicher Mühsal in das *Kontobuch* der Länder mit stählernem Griffel eingetragen haben ...

* * *

VON DER WARE GEFANGEN

... hat von befreundeten Zivilkriegsgefangenen aus Astrachan die Nachricht erhalten, daß Herr Graf und der *Schokoladen—Hildebrand* als Kriegsgefangene in Astrachan sind ...

Das ist traurig, aber noch trauriger ist, daß der Mensch selbst in der Gefangenschaft nicht aufhört, der Gefangene seiner Ware zu sein. Die Hilde-

brand—Schokolade mag unser Traum bis nach Astrachan verschicken: der »Schokoladen—Hildebrand« gehört nach Wien, und eben diese Art zu assoziieren macht uns untauglich zum Export.

* * *

VERWALTUNGSRÄTE DER KUNST

Preis Ausschreiben der A E G
Für ein künstlerisches Plakat
zur Förderung des Vertriebs
von A E G - Nitrallampen
veranstalten wir ein Preis Ausschreiben.
Für die Preise sind insgesamt M. 8000 ausgesetzt.
Preisrichter sind: die Herren Professor Peter Behrens, Curt Herrmann, Professor Emil Orlik, Professor E. R. Weiß, Kommerzienrat Paul Mammoth, Dr. Walther Rathenau, Dr. Ernst Salomon.
Die Bedingungen liegen im Sekretariat der A E G, Berlin NW 40, Friedrich-Karl-Ufer 2—4 auf.
Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft.

Nanu, wo bleiben denn Avenarius, Corinth, Gurlitt, Mauthner, Meier—Gräfe, Naumann, Simmel, Sombart?

* * *

LICHNOWSKY UND BARNOWSKY

... Nach dem vierten Bilde konnte die Verfasserin *auf der Bühne erscheinen*. Ihr Gatte Prinz Lichnowsky, der ehemalige deutsche Botschafter in London, wohnte der Vorstellung *in der Direktionsloge* bei ...

Die Welt gäbe viel darum, wenn der Herr noch in einer bezahlten Loge eines Londoner Theaters säße.

* * *

DIE VERBINDUNG

Ein als »jüdische Tragödie« bezeichnetes Drama »Ritualmord in Ungarn« wird wie folgt angekündigt:

Die germanische Verbindung von mystischer Phantastik und wuchtig gestaltendem Realismus zeigt Arnold Zweig als ein dramatisches Talent von ganz urgewaltiger Kraft und Eigenart ...

Das Germanische inkliniert zu Verbindungen. Es ist selbst eine, dazu kommt noch die mit dem andern, das auch Verbindungen gern hat — traun, so wahr ich da leb, etwas viel Verbindungen auf einmal.

* * *

ES GEHT IN EINEM

... Sein »Reiterlied«, das an die kernigsten Soldatenweisen aus »Des Knaben Wunderhorn« erinnert, war zum deutschen Volkslied geworden. Auch seinen übrigen Gedichten stand nun der Weg zur Wirkung offen. — — — — Aus allen diesen Gedichten, namentlich aus den »Makkabäer« überschriebenen entschlossenen Strophen sprach starkes, ungekünstelt dichterisches Gefühl ...

* * *

EINE CHIMÄRE

Einheitspreis für alle Sitze (ausgenommen Logen und Cercle zu 10, 6 und 4 Kronen) 3, 2 und Eine Krone bei den Konzertkassen der Heller'schen Buchhandlung.

Macht nichts. So siehts wohl immer mit der Einheit aus. Der einzige Einheitspreis, den es im Chaos gab, war noch der Heller, und selbst der ist ein Phantom. Der Heller ist keinen Heller mehr wert.

* * *

ER IST NIE SEINER MEINUNG

<p>Der Kommentar, Spalte 1: ... Nach der amtlichen Mitteilung <i>schließt</i> dies die Verwendung in allen jenen Gebieten <i>aus</i>, in denen die politische Verwaltung <i>nicht</i> einem militärischen Kommandanten <i>zusteht</i> ...</p>	<p>Die amtliche Mitteilung, Spalte 2: ... <i>läßt</i> die Verwendung nur in jenen Teilen des österreichischen Staatsgebietes <i>zu</i>, bezüglich deren die Befugnisse der politischen Verwaltung <i>nicht</i> an einen militärischen Kommandanten übertragen sind ...</p>
---	--

Unser Ohr hat sich daran gewöhnt, zu allem was uns die entsetzlichste Stimme auszurichten hat, auch noch ihren Kommentar zu hören. Läßt uns Gott oder die Regierung etwas sagen, so bestellt es der jüdische Dienstmann nicht nur, sondern wiederholt es auf seine Art und immer schon vor der Botschaft selbst. Das kann dann so werden: jener kommt atemlos gelaufen und sagt »Sie müssen nämlich wissen, er meint nämlich — — «. »Wer? Was?« »Lassen Sie mich ausreden, er meint, Sie sollen — — — — « »Ich verstehe, das ist unangenehm, aber geben Sie den Brief her und schau Sie, daß Sie weiterkommen.« »Er meint also — — und hier hat er es aufgeschrieben, sehn Sie, so seht das aus.« »Hier steht doch das gerade Gegenteil! Ja was haben Sie denn hineinzuschauen, seien Sie froh, daß Sie selbst nicht —, ich bin schön erschrocken und jetzt stellt sich heraus, Sie Trottel — «. »Entschuldigen Sie, Herr Dokter, bei so einer wichtigen Nachricht kann einem das schon

passieren.« »Abfahren!« »Eine gute Partie hätt ich noch für Sie Herr Dokter!
— «

* * *

DER RAUSCH DER TITEL

Das Schönste sind doch die Titel. Oder eigentlich die Untertitel. Im Abendblatt nämlich, wo er so gern »in sich hineinhört« und aus sich herausredet. Früher war er gar lebhaft: » ... und ... und Vorstoß gegen einen russischen Flügel und Hineinwerfen in die masurischen Sümpfe.« Das war keine Meldung, sondern ein Kommando und man sah und hörte förmlich, wie er es diktierte, und schon waren sie drin in den masurischen Sümpfen. Jetzt setzt er ganz ruhig an. Etwa: »Die Affäre der Lusitania.« Darunter aber: »*Übertreibung der ganzen Angelegenheit.*« Um das auszusprechen braucht man die Hand und muß den Kopf einige Mal bewegen, etwas gereizt über eine Störung, deren Grund man aber doch nicht ganz übersehen kann; wie: laßt's mich aus, ich hab andere Sorgen. Das Wort »ganz« ist eigentlich ein Attribut von »Übertreibung«, eine Steigerung dieser, und gehört gar nicht zur »Angelegenheit«, die ja ohnedies als ganze hingenommen werden muß. Aber man kennt den Ton: anstatt, daß ihm der Krieg schon sehr fad sei, sagt er, der ganze Krieg sei ihm schon fad. Aber der ganze Text ist nicht für den Leser, sondern für den Hörer geschrieben; und vor allem diese übertriebenen Titel. Es ist der persönlichste Schrei, der je aus Druckerwerk in die Welt gedrungen ist. Langweilig ist diese Lektüre nicht; um bei ihr einzuschlafen, müßte man sich schon die Ohren zuhalten. Nur ein purer Zufall ist es, daß wir nicht den Titel gehört haben: »Die Einnahme von Erzerum«, mit dem Untertitel: »Nicht der Rede wert.« Oder es heißt etwa: »Die Konferenzen in Rom.« Darunter: »Kühle Aufnahme in Paris.« Und gleich wieder: »Kühle Antwort in der Duma.« Man glaubt gar nicht, wie schwer dieses »Kühl« auszusprechen ist. Kühl ist eine überaus jüdische Kopfbewegung, womit zugleich der Feind »gedeftet« und unsere Leute beschwichtigt werden. Für Anfänger, die sich im Jüdeln ausbilden wollen — was sehr bald notwendig sein wird und in den Schulen obligat werden soll —, ist dieser Kurs, zweimal täglich, eine nicht genug zu empfehlende Gelegenheit. Sowohl in Bezug auf die »Stimmungen« wie in deren korrekter Aussprache bietet diese Methode alles, was heutzutage von einem, der im praktischen Leben eine Rolle spielen will, verlangt wird. Die textlichen Erläuterungen sind überaus lehrreich, aber die Titel allein sind so einprägsam, daß man mehr profitiert als wenn man ein Semester auf der Börse zugebracht hätte. Ganz persönlich sind aber die Titel, wenn ihnen überhaupt keine Nachricht folgt, sondern nur die 5676te Wiederholung der Gewißheit, Überzeugung, Hoffnung, Aussicht, Möglichkeit, daß »sie«, jenne, zerschmettert, zerbrochen, zertreten, zermalmt, ausdividiert sind, daß sie mit einem Wort auch schon genug haben und daß »die Sorge nagt« oder es wenigstens im Gemäuer zu rieseln beginnt. Sie waren nämlich zuerst ganz hin, so daß kein Hund mehr einen Bissen von ihnen genommen hat, vor Abscheu über »die Verderbtheit«, dann waren sie so gut wie fertig, dann waren sie alle schon verdrossen, später hat sich der Zweifel ausgebreitet, jetzt sind sie auch nicht

mehr das, was sie einmal waren, rosig ist ihre Laune grad auch nicht, eine gewisse Herabstimmung und Nachdenklichkeit ist bereits zu bemerken, man sieht, sie sind schon sehr gedeftet, »und vielleicht« werden sie bald genug haben. Sie. Wir natürlich nicht. Denn so leben wir, so leben wir alle Tage, nun schon seit fast zwei Jahren. Neulich aber kam eine Auffrischung:

Beginn einer großen Zeit

DIE BLICKE DER VÖLKER NACH DEM WESTEN GERICHTET

Was folgte, war nicht etwa die Meldung, daß die große Zeit soeben begonnen habe, sondern der Monolog eines verstörten Seelenlebens. Es sind nicht Telegramme, sondern Visionen; Umsetzungen eines furchtbaren Dialekts in Gesichte, die man wieder hören muß, und wieder und noch einmal. Es war kein Bericht. Denn, die nüchterne Wirklichkeit gibt doch zu erkennen, daß die große Zeit seit Kriegsausbruch da ist und darum nicht erst im neunzehnten Monat beginnen kann, was ja eine Fopperei wäre, und daß es in einer großen Zeit auch nicht mehrere große Zeiten geben kann, sondern zum Glück nur eine.

* * *

DIE EINBILDUNGSKRAFT

Frauen mit verweinten Augen sind in den Straßen von Paris zu sehen. Sie denken an die Schlacht auf beiden Ufern der Maas, und Bangigkeit überfällt sie, weil dort die Jugend von Frankreich in Kämpfen, in denen zwei große Völker um ihre Zukunft ringen, niedergemäht wird. Die Landleute erzählen, daß sie das Rollen der Schüsse aus schweren Mörsern in einer Entfernung von mehreren hundert Kilometern hören. Vielleicht ist es nur Sinnestäuschung, obgleich bekannt ist, daß bei günstiger Windrichtung der Lärm auf den Schlachtfeldern weithin vernehmbar wird. Was die Ohren nicht vermögen, kann die *Einbildungskraft* vortäuschen. *Die Frauen von Paris horchen nach dem Osten*, wo die Blüte des Volkes vergeht und jeder Augenblick vielen Herzen tiefe Wunden schlägt und den Gatten, den Sohn, den Bruder hinwegrafft ...

Die Einbildungskraft glaubt — nein, »schwelgt in der Vorstellung« —, daß nur die Mütter derer, die in einer besiegten Armee fallen, verweinte Augen haben, die andern aber, deren Söhne im Angriff gefallen sind, pure Freudentränen vergießen, wiewohl selbst deren Enkel schon wissen, daß der Sieg zuweilen mehr Opfer kostet als die Niederlage. Die Einbildungskraft »stellt sich vor«, daß nur eine Armee kämpft, nämlich die des Feindes, und daß Frauen nach dem Westen (wohin nur die Blicke gerichtet sind) überhaupt nicht horchen können, erstens weil die Mörserschüsse in dieser Richtung nicht vernommen werden und zweitens weil es da nichts zu horchen gibt, höchstens aus Neugierde, und neugierig, wie sie schon sind, sind schließlich die Frauen überall. Aber daß die Trottelei noch nicht niedergemäht oder hinweggerafft

ist, sondern täglich neu erstet, zeigt doch, was für ein Kinderspiel die Verwüstung ist verglichen mit dem, was uns bleibt. Denn weinende Frauen, die wohl ein Argument gegen den Krieg wären, gegen einen der kriegführenden Teile ins Treffen zu führen, gelingt nur einer ausdauernden Journalistik, der zwar das Feuer das Hirn verbrannt hat, deren gewalttätige Schmockerei aber das Ereignis überleben wird.

* * *

EIN DEMOSTHENES GESUCHT

Der Korrespondent der »Neuen Freien Presse« in Saloniki ist auf Befehl des französischen Oberkommandanten General Sarrail verhaftet worden. *Das Schicksal dieses Blattes ist es schon wiederholt gewesen, daß die Persönlichkeiten, die ihm angehören, die Mitarbeiter und Korrespondenten, von den Wirkungen der Weltbegebenheiten unmittelbar und persönlich getroffen werden ...*

Aber was nützen alle Hinauswürfe, wenn der Betrieb weiter geht. Weltbegebenheiten, die nicht einmal die Kraft haben, da etwas zu ändern, sind nicht die richtigen. Ein Weltkrieg müßte doch mindestens und zu allererst einem sogenannten Weltblatt ein Ende bereiten, sei es durch Verbot, sei es durch Bomben oder wenigstens dadurch, daß er dem Publikum Mut zur Verachtung macht. Statt dessen werden die Persönlichkeiten üppig und beklagen sich noch darüber, daß der Feind sie nicht ganz so wichtig nimmt wie der Abonnent. Sie erhoffen sich vom Frieden eine Besserung dieser Zustände:

... Der glorreiche Krieg, den *wir* in siebzehn Monaten geführt haben, muß *jedem einzelnen* von uns *den Vorteil* bringen, sich überall in der Welt, wo immer der Beruf oder die Neigung ihn hinführt, *sicher zu fühlen*. Gerade mit einer Spitze gegen Griechenland ... hat Lord Palmerston in seiner Verteidigungsrede das Wort gebraucht, der *Engländer* müsse in jedem Winkel der Erde *das Gefühl haben wie einst im Altertum*, da es keinen besseren Schutz und Schirm gab, als sagen zu können: Ich bin ein römischer Bürger. Die gleiche Empfindung sollen auch die Bürger von Österreich und von Ungarn haben.

Mit einem Wort, der glorreiche Krieg soll dafür geführt worden sein, daß der Nordau oder gar der Frischauer wieder in Paris leben, was heißt leben, sich sicher fühlen kann wie einst im Altertum und den geringsten Versuch der Einschüchterung nur mit der Antwort abzuwehren braucht: Ich bin ein römischer Bürger. Daß Griechenland den Korrespondenten, der sich selbstredend durch »Besonnenheit« — ein Perikles! — hervorgetan hat, nicht besser zu schützen wußte, ist ein Kriegsgrund, den man getrost zu den übrigen legen könnte.

... Aber seine jetzige Neutralität, die sich beständig selber preisgibt, fängt an unbegreiflich zu werden. Ein *Demosthenes* wäre nötig, um Einsicht und Klarheit zu schaffen. Wir hoffen, daß unser Ministerium des Äußern die Angehörigen der Monarchie mit allem Nachdruck schützen werde.

Wo nimmt man nur schnell im Ministerium des Äußern einen Demosthenes her, der die Entfernung des Perikles wettmachen könnte? Am besten, man versucht es mit dem Münz, der schon einmal in einer griechischen Angelegenheit erfolgreich interveniert hat und der im Weltkrieg ohnedies ungebührlich vernachlässigt wird.

* * *

DAS NEUE JAHR

ist so begrüßt worden. Vorn:

Bekanntnis zum Optimismus.

Hymnen tönen im Herzen. Das Ausdrucksvermögen fehlt, sie in Worten ausklingen zu lassen, aber Dichter sollten in rauschenden Versen sagen, daß diesem Lande, daß dem deutschen Volke beschieden war, in einem Kriege, der an das Leben ging, gebietend zu sein. *Hymnen tönen im Herzen*, weil die Sicherheit in unseren Wohnstätten von keinem Feinde gestört wird, fast überall die Äcker bebaut, das Handwerk betrieben werden kann und die Menschen, von Beschwerlichkeiten, Kümmernissen, Not und Trauer heimgesucht, dennoch zukunftsfröh zu dem Tage sich hinüberdenken, an dem zur Erfüllung und Erlösung reifen muß, was jetzt sprießt und wächst. *Erinnert euch der Senke beim Duklapaß ... herrlich ist alles geworden, frei ist das Land, zurückgeworfen sind die Feinde, ausgemerzt die serbischen Truppen, zerstört die russischen Festungen ... Die Gedanken kreisen um die Zukunft, um den Feierabend, aber reich ist auch der Segen in der Gegenwart ... Rußland und Serbien besiegt und Italien gedemütigt! Hymnen klingen im Herzen ... Der Philosoph Fichte war zum Landsturm eingerückt, und die Ernennung zum Offizier hatte er mit den Worten abgelehnt: Hier taue ich nur zum Gemeinen. Er machte seine Übungen gemeinsam mit Buttman, berühmt durch seine Forschungen im griechischen Altertum, mit dem Geschichtsschreiber Rüks und dem Theologen Schleiermacher. Buttman und Rüks konnten nicht erlernen, rechts und links zu unterscheiden, und seufzten, wenn sie die Wendung wieder einmal verfehlt und den Spott zu ertragen hatten, das sei zu schwer. Diese Zeit, die so viel Ähnlichkeit mit unserer hat, reizt die Neugierde, und vielleicht kann die Vergangenheit auf die Frage antworten: Wie ist der Verlauf von wirtschaftlichen Krisen, die von einem Kriege hervorgerufen werden? Der Vergleich führt zu auffallenden Übereinstimmungen bis in die Einzelheiten ... Erleben wir jetzt nicht das Schöpfungswunder in der Stickstoffindustrie? ... Wie ein Rausch der Hoffnungen wird es durch unser Land ziehen ... Das Bekanntnis zum Optimismus hat jedoch noch eine Voraussetzung ... nur starke Männer, die alles von sich werfen, was tot ist in der Vergan-*

genheit und *sich den Trieben der Gegenwart hingeben wie die Braut dem Bräutigam* ... nur sie können die Krise überwinden ... Die Wirkungen eines politischen und wirtschaftlichen *Großbetriebes* können wir nur *ahnen* und *die Ziffern* selbst durch *die Einbildungskraft* uns nicht *vorstellen* ... Der Krieg hat besondere Absatzstockungen und der Friede auch, und so schwingen die Einflüsse fort und der Wechsel braucht eine Leitung des Staates, die in das Volk *hineinhört*, aus ihm *heraushört* und in den zittrigen Augenblicken dieser Veränderung in den Bedürfnissen *und* in der Erzeugung auf der Höhe ihrer Pflicht ist. Das Jahr der Erfüllung kommt! ... Rußland gebeugt, Serbien zertreten, Italien beschämt! *Die Menschheit* ist für Jahrzehnte entlastet, *das Bohren in den Nerven* wird nicht mehr empfunden werden, *und das muß ein Wohlgefühl verbreiten* und die Einleitung zu Abschnitten sein, in denen das Staunen über die wirtschaftliche Entfaltung *uns wieder gefangennimmt* ...

Hinten:

Theodor

Um Gotteswillen denke Deiner Kinder *und das Geschäft*. Auflösung in Aussicht, wenn Du nicht in einigen Tagen dort bist. Habe Mut und Vertrauen zu mir, die alles verzeiht. Kann alles noch jetzt geregelt werden, nur sofort heimfahren. *Lese »Fremdenblatt«*.

* * *

UND NOCH EIN

Bekanntnis zum Optimismus

In Cetinje hundertvierundfünfzig Geschütze und zehntausend Gewehre erbeutet, Bestürzung im Vierverbände, günstiger Verlauf der russischen Neujahrsschlacht in Ostgalizien und an der Grenze von Beßarabien.

Wien, 15. Januar

Der verstorbene Generalsekretär der Österreichisch—ungarischen Bank, Wilhelm v. Lucam, ist nahezu vergessen. Der jetzige Gouverneur, Herr v. Popovics, hat eine Vergangenheit, die zu einer Zukunft berechtigt, und wir begegnen ihm vielleicht dereinst an einer Stelle in der Monarchie, wo der Gesichtskreis noch weiter und die Verantwortungen noch ernster sind ... Das Bekanntnis zum Optimismus muß ähnliche Hilfsmittel zur Begründung anwenden. Wir stellen uns den Offizier und den Soldaten vor, der

von Cattaro über Geröll und Felsblöcke, in den höheren Lagen über Eis und Schnee, beständig von den Geschossen des Feindes bedroht, auf den Lovcen gestiegen ist ... Er muß ein anderer geworden sein ...

Das wäre zu hoffen und von ihm so zu bewähren, daß er die Individuen, die sich ihn vorgestellt haben, wie er über Geröll auf den Lovcen gestiegen ist, eben dorthin schickt und so das Vaterland von der Gefahr befreit, das Opfer einer zu lebhaften Einbildungskraft zu werden. Dies Bekenntnis zum Optimismus sei das unserige!

* * *

DER PANTHERSPRUNG

Wien 22. März

Der russische Dichter Puschkin heiratete ein junges Mädchen aus einer vornehmen Familie. Natalia Gonchatow war gefallsüchtig und der Dichter eifersüchtig. Der Sohn des niederländischen Gesandten in Petersburg, Baron George Heckeren, reizte durch seine Werbungen um die Gunst der schönen Frau den Verdacht des Mannes, wurde zum Zweikampfe herausgefordert und verwundete Puschkin so schwer, daß ein Spiel mit der Liebe, ein oberflächliches Verhältnis ohne Leidenschaft das Leben eines Dichters kostete, der von der Petersburger Gesellschaft unter dem alten Nikolaus als Schöpfer nationaler Kunstwerke verehrt worden ist. Die Nachwelt hat ihn nicht vergessen, und bei der Enthüllung seines Denkmals wurde Dostojewski eingeladen, die Gedenkrede zu halten. Er sagte, der innerste Gedanke der russischen Volksseele ist: Dulde! Der heute veröffentlichte Bericht der deutschen Obersten Heeresleitung erzählt, daß die Verluste des Feindes bei Postawy eine selbst für russischen Masseneinsatz ganz außerordentliche Höhe erreicht haben. Die Ziffern aus der Karpatenschlacht — — —

* * *

GEDANKENLESER

Die Menschen haben jetzt nur Sinn für die Berichte der beiden Generalstäbe. Die Spaziergänger auf den Straßen streifen sich gegenseitig mit den Blicken und wollen *in den Augen die Gedanken über Durazzo, Verdun und die Champagne lesen ...*

Intressant. Gestern streifte mich ein Spaziergänger mit den Blicken und machte den Versuch, in meinen Augen die Gedanken speziell über Durazzo zu lesen. Es gelang ihm aber nicht, da ich wegschaute und mich abwischte. Dagegen habe ich unschwer erraten, daß er soeben eine Lieferung abgeschlossen hatte, auf dem Weg ins Bristol sei, nachmittag zu Demel gehen werde, wo eine sehr versierte Gedankenleserin, die sich besonders für die Champagne interessiert, auf ihn wartet, und hierauf, um mit dem angebrochenen Abend

etwas anzufangen, zur Csardasfürstin, das heißt, wenn man durch Protektion noch eine Karte kriegt, denn es soll dort von Leuten wimmeln, die sich Gedanken über Verdun machen.

* * *

ZUR DARNACHACHTUNG

»Das k. k. Ministerium für Landesverteidigung fand mit Erlaß vom 12. Juli 1915, Nr. 863/XIV, im Einverständnis mit dem k. u. k. Kriegsministerium zu verfügen, daß im Hinblick auf den dermaligen Kriegszustand — in gleicher Weise, wie bereits seinerzeit mit dem Erlaß des genannten k. k. Ministeriums vom 13. Jänner 1915, Dep. XIV. Nr. 1596 ex 1914, h. o. Erlaß vom 18. Jänner 1915, Zi. 1068, hinsichtlich der Begünstigung nach § 31 und 32 W.—G. (als Familienerhalter) angeordnet — auch der nach § 109 1, 1. Abs., § 118 1 und § 121 1 W.—V. I., im Juni 1915 zu erbringende Nachweis des Fortbestandes der die Begünstigungen nach § 30, § 32 (als Landwirt) und § 82 W.—G. (§ 32 W.—G. von 1889) begründenden Verhältnisse bis auf weiteres aufgehoben wird, wobei die bezeichneten Begünstigungen einstweilen — die Begünstigungen nach § 30 und nach § 32 mit der gemäß § 108 I, zweiter Absatz W.—V. 1, dem termingemäß erbrachten Fortbestandsnachweis zukommenden Wirkung — als fortbestehend anzusehen sind.«

* * *

UNKENNTNIS DER ZEITUNG SCHÜTZT NICHT VOR STRAFE

»Je einen Tag Gefängnis erhielten zwei Leute einer Gemeinde bei Osnabrück, weil sie entgegen der verfügten Beschlagnahme einige Pfund Schafwolle verkauft hatten. Sie brachten zu ihrer Verteidigung vor, die Verordnung sei ihnen unbekannt geblieben, da sie in der Gemeinde nicht in der üblichen Weise bekanntgemacht worden war: *Zeitungen lesen sie nicht*. Das Gericht erklärte aber: *'Wer jetzt keine Zeitung liest, handelt fahrlässig und kann sich bei Kriegsverordnungen auf Unkenntnis, die ihn sonst straffrei machen würde, nicht berufen.'*«

Unkenntnis des Gesetzes, das nicht in der Zeitung steht, würde straffrei machen. Das Delikt besteht also nicht in der Übertretung des Gesetzes, sondern in der Unterlassung des Abonnements. Die wird nicht belohnt, sondern bestraft.

* * *

DIE AMERIKANER SIND UNGEBILDET UND EINGEBILDET

Durch die gesamte in jener Sprache geschriebene Presse, von welcher die, die sie sprechen, behaupten, es sei die deutsche, geht eine Notiz »Jung—Amerikas Bildung«, in der das Ergebnis einer mit amerikanischen Studenten

vorgenommenen Prüfung dem Hohn der gebildeten Mitteleuropäer preisgegeben wird. An die Studenten waren Fragen gestellt worden, »die sich auf den Weltkrieg und seine Ereignisse beziehen«, und die Antworten sind so ungebildet ausgefallen, daß das vernichtende Urteil gefällt werden konnte, die jungen Leute schienen nur Sinn für Sport zu haben, und »sich um die Zeitungen und ihre Neuigkeiten nicht zu kümmern«. Der »Wissensstand dieser Vertreter angelsächsischer Kultur«, wie ihre Unbildung mit beißender Ironie bezeichnet wurde, soll sich darin manifestiert haben, daß sie nebst Irrtümern über die geographische Lage von Saloniki und Montenegro zum Teil von den Persönlichkeiten der Heerführer und Politiker keinen blauen Dunst hatten und einer sogar der Meinung war, der Name des Königs von Bulgarien sei August. Die Zeitungsleute, die dieses klägliche Resultat verzeichnen, geben mit einem unterdrückten: »Wie wollen Sie denn da ins Leben hinaustreten?«, der Überzeugung Ausdruck, daß »ein aufgeweckter Mittelschüler von 13 Jahren besser Bescheid im Weltkrieg zu wissen scheint als diese Blüte der amerikanischen Universitätsjugend«. Das ist, wenn es sich, wie anzunehmen, auf die europäischen Mittelschüler bezieht, ohne Zweifel richtig, und bekanntlich läßt sich ja sogar die Orientiertheit der Volksschulen über den Weltkrieg nicht in Abrede stellen, sondern im Gegenteil beweisen. Aber nicht nur die deutsche, auch die englische und die amerikanische Presse haben den beschämenden Vorfall erörtert, und ein New Yorker Blatt, das sich für Munitionslieferungen offenbar mehr interessiert als die amerikanischen Studenten, beklagte, daß diesen »das meiste vom menschlichen Fortschritt unbekannt« sei, ein Zugeständnis, von dem die mitteleuropäische Presse gerne Notiz genommen hat. Zu dieser Debatte erhalte ich nun von einem in München lebenden Amerikaner das folgende Nachwort:

Daß wir Amerikaner in wenigstens dem einen oder dem andern Punkt etwas vor den so gebildeten Deutschen voraushaben, fühlte ich immer nur unbestimmt; hier habe ich aber die Gewißheit. Wohl haben wir die meisten, die feilsten, und die am schlechtesten redigierten Zeitungen, aber — wir lesen sie nicht! Ich hoffe, daß Sie mir diese Zuschrift verzeihen werden: ich weiß ja wie ungern Sie von Ihren Lesern solche empfangen. Doch konnte ich dieses eine Mal der Versuchung nicht widerstehen, Ihnen den Ausschnitt zuzusenden ...

Das ist wieder so ein Stück echt amerikanischer Großsprecherei. Denn die meisten Zeitungen mögen sie ja haben. Aber die feilsten und die am schlechtesten redigierten haben *wir!*

* * *

EIN FREUND DER BESCHIEDENHEIT

Herr Felix Salten, der sich die ersten Sporen im Balkanzug verdient hat, bringt etwas aus Konstantinopel mit:

» ... *Die Büffel und Pferde brachen erschöpft zusammen, aber unsere braven Kanoniere, in deren Schar alle österreichisch—ungarischen Nationalitäten vertreten sind, arbeiteten noch die ganze*

Nacht durch, und am 24. Dezember um die Mittagsstunde konnten wir bereite dem Feinde *unsere ersten Weihnachtsgrüße entbieten* ... Den Abzug des Feindes sahen wir mit an, auch den Angriff der türkischen Truppen, die unter dem Donner der Artillerie die Franzosen und Engländer *bis auf den letzten Rest ins Meer warfen* ... «

Das hat er im Teesalon des Pera—Palace—Hotels erfahren, wo die Offiziere »staubbedeckt, gleichsam noch von dem Dampf der Schlacht umwallt«, ihm entgegenkamen, um ihm zu berichten. Natürlich hat er auch mit Enver Pascha gesprochen. Und eine Abenddämmerung auf der Perabrücke — ein Naturschauspiel, das jetzt vor Kriegsreportern aufgeführt wird — benutzte er, um einen türkischen Offizier nach Stambul zu begleiten. Das Marmarameer erglänzte, die Linien der Hügel verschwammen und er erfuhr:

»Wissen Sie«, sagte der türkische Offizier, »es ist *wunderbar*, wie die Österreicher und Ungarn da draußen *geschossen* haben. Die feindlichen Schützengräben waren stellenweise *nur fünf Meter* von den unseren entfernt, und da feuerten die österreichisch—ungarischen Batterien *so genau hinein*, daß unsere Soldaten *einfach zuschauen konnten* ... « *Ich unterbrach ihn: »Davon haben unsere Herren nichts erzählt!«* — »Ach was«, entgegnete er lebhaft, »die Österreicher und die Ungarn *erzählen überhaupt zu wenig* ..., immer ... sie sind zu bescheiden.«

Und immer, wenn die Landsleute zu bescheiden sind, gibt Herr Salten es in die Zeitung. Es ist jammerschade, daß das Ensemble heimatlicher Bescheidenheit durch die Referenten gestört wird, die nicht wie jene, das Licht unter den Scheffel, sondern den Namen unter den Artikel setzen, sich mit ihrer ganzen Persönlichkeit neben die Batterien stellen und einfach zuschauen können, wie geschossen wird. Hinein, statt daneben. Daneben statt hinein.

* * *

WENN ES NUR DAS AUSLAND NICHT ERFÄHRT!

... Wenn ich an solchen übertriebenen Märztagen durch den Stadtpark gehe und das erste zarte Grün, das schüchterne Knospen der Sträucher sehe, so wirkt das auf mich jedes Jahr sehr ergreifend, weil ich da merke, daß es auch für unsereinen Zeit ist, *zu knospen, nämlich Krawatten und Hemden zu kaufen* und *zu einigen Anzügen* Maß nehmen zu lassen.

Uniformen? Gott beschütze. Aber der liebe Schneck will durchhalten.

Jetzt, wo alles umlernt, sich läutert, einschränkt und nach der Decke streckt, könnte ich es wirklich auch wieder einmal versuchen, in den jahrelangen sorglosen Schlendrian meines Privatlebens ein bißchen Ordnung zu bringen ... *Man kann auch ganz gut zu Hause kalt nachmahlen* ... und in das Herrenmodegeschäft trete ich mit der festen Absicht ein, mir nur drei Zephirhemden machen zu lassen ...

Und das wird im letzten Winkel einer schäbigen Seele nicht nur gefühlt, von Kommislippen nicht nur gemurmelt, nein, in dem unsere Kultur vor der Welt vertretenden Organ 1916 als Sonntagsplauderei gedruckt. Wie schützen wir uns aber dagegen, daß es der Feind als Probe unserer Gemütsart — und um in unserem Sinne zuzugeben, daß wir unsere Munterkeit nicht eingebüßt haben — in eine der vielen jetzt verpönten Sprachen übersetzt? Times, Figaro, Nowoje Wremja, Corriere della Sera sollten wirklich das dumme Erfinden von Lügen über uns aufgeben und sich damit begnügen, ihre Informationen aus der Neuen Freien Presse zu nehmen. Und in Anbetracht dieser Möglichkeit sollte wieder die Behörde statt der Einfuhr feindlicher Blätter, die uns ja nicht schaden können, solange sie nicht die Wahrheit über uns sagen, die Ausfuhr der unsrigen verbieten.

* * *

EIN FAUXPAS

... Vor allem aber wird der sogenannten »Mehlhamsterei« ein Ende bereitet. Dieses Mehlhamstern ist im Laufe der Zeit zur allgemeinen Völkerpsychose der Zentralmächte geworden ...

Wenn die Lügen der Entente—Presse alt werden, werden junge Wahrheiten der unsrigen daraus.

* * *

DIE EUROPÄISCHE MELANGE

Drei Nachrichten hintereinander, mit den Titeln:

Genügender Kaffeevorrat in Deutschland

Milchmangel in Frankreich

Stürmische Zuckernachfrage in England

»Was? Ihr habt keine Milch? Wir haben genug Kaffee!« »Kaffee haben wir auch. Habt ihr denn Milch?« »Wir haben Kaffee in Hülle und Fülle. Ihr scheint keinen Zucker zu haben!« »Wir haben auch Kaffee. Ihr scheint auch keinen Zucker zu haben.« »Wir? Wer sagt das? Ihr habt keine Milch und keinen Zucker! Wir aber haben Kaffee!«

* * *

AUS EISERNER ZEIT

... Der Komiteepäsident hat besonders darauf geachtet, *das Büfett*, welches in eigener Regie des Komitees durch den Oberbaurat Fieger des Ministeriums des Innern in *liebenswertester Weise* besorgt wurde, *in einer dem Ernste der Zeit* und dem finanziellen Zwecke der Veranstaltung *entsprechender Weise* unter Vermeidung jedes überflüssigen Luxus nur auf das notwendigste zu beschränken.

* * *

DURCHHALTEN!

Professor Marcell Salzer hat am Tage der Eroberung des Lovcen im österreichisch—ungarischen Hauptquartier dem Feldmarschall, Erzherzog Friedrich und seinem Gefolge im intimen Kreise Kriegsdichtungen österreichischer und reichsdeutscher Dichter vorgelesen.

Der bulgarische Konsul in Wien Rudolf Stiaßny hat der Gemeinde Sofia eine Wehrmannstatue zum Zwecke der Benagelung für die Witwen und Waisen gefallener bulgarischer Krieger angeboten ...

Der Private Eduard Beer in Wien erhielt vom Kabinett des Königs Ludwig von Bayern für einen anlässlich des Geburtsfestes des Königs an ihn gerichteten poetischen Glückwunsch ein herzliches Dankschreiben.

Auf Anregung des Reisemarschalls Franz Meißner hat kürzlich Frau Anna Sacher vierzig österreichisch—ungarische und reichsdeutsche verwundete und rekonvaleszente Soldaten aus dem Rudolfsspital zu einer Jause ins Hotel Sacher geladen.

Frau Tiny Schweitzer, Wien—Hietzing, hat für ihr Gedicht »Huldigung für das türkische Heer« mehrfache Anerkennungsschreiben von den verbündeten Herrschern und aus höchsten Militär— und Diplomatensphären erhalten.

Der Herzog von Anhalt hat dem Professor Marcell Salzer für Verdienste im Kriege das Friedrichskreuz am grün—weißen Bande verliehen, das bisher nur Militärs erhielten.

* * *

IMMER FESTE DRUFF

Reichsdeutscher (evang.)

Kaufmann, gebildet, Vertrauensstellung bei Aktien-Gesellschaft in Deutschland, 40 er, kerngesund, militärische Erscheinung, grundsolid, arbeits- und lebensfreudig, Natur- und Kunstfreund, ohne Anhang, sucht Lebensgefährtin. Witwe nicht ausgeschlossen, möglichst durch Einheirat in Geschäft oder Fabrik. Gefällige Anträge unter Chiffre »W. O. 650« an Rud. Mosse Wien, 1., Seilerstätte 2. 3755

* * *

HINTEN IST INTERNATIONAL

**Herr sucht
spanischen Unterricht gegen
Französisch, Antwort unter
Chiffre »S. M. Nr. 25.« an
das Ankündigungs - Bureau
dieses Blattes.**

* * *

DER SCHALK

» ... Dies komplizierte Gebilde konnten die Franzosen allerdings nicht abbauen, als sie sich zur Cote Loraine zurückzogen. Dazu hatten sie es zu eilig. So fiel der ganze »Laden« mitsamt dem unversehrten Geschütz und *tüchtigem Vorrat* an Munition in deutsche Hände, denn auch diese *Granätlein*, von denen jedes an 45 Kilo wiegt, erschienen bei dem schleunigen »Partir« als unbequemes *Reisegepäck*. Noch am 24. Februar und bis in den frühen Morgen des 25. hatte das *Maul*, das immer noch drohend aus seinem Betonpanzer *herauszulugen* scheint, nach Conflans hinübergespiesen. Noch am letzten Tag wurden über fünfzig Geschosse verknattert. Das war sein *Schwanengesang*. Dann legte der Unhold sich schlafen, wieder wie *Fafner* in seiner Höhle.«

* * *

EIN WAHRWORT

... Sie (die Asche) kann daher mit dem Müll, der aus verunreinigtem Staub und anderen von Miasmen durchsetzten Körpern besteht, nicht in einem Atem genannt werden.

* * *

DIE SAMMELWUT DER DICHTER

Von den Sammlungen, die unsere Dichter von heute ihr Eigen nennen, ist die Uhrensammlung der Marie v. Ebner—Eschenbach besonders zu nennen ...

Ja, ist denn das ein Merkmal oder eine Gewohnheit der Dichter, eine Sammlung ihr Eigen zu nennen? Sammeln sie außer ihren Werken, die nicht sehr wertvoll sind, noch etwas anderes? Gewiß, zum Beispiel fremde Werke. Nicht immer, um sie zu verwerten, sondern nur um sie zu bewahren. Wie gleich darunter eine andere Notiz dartut, in welcher von einem Schriftsteller, der sammelt, die Rede ist:

Der schwedische Schriftsteller Graf Birger Mörner hat in seiner Bibliothek auf Schloß Mauritzberg eine interessante Handschriftensammlung ...

Was sammle denn ich? Zeitungsausschnitte, und das ist eine Leidenschaft. Denn sobald ich nur irgendwo das Gesicht eines Trottelns zu erkennen glaube, gleich muß ichs haben. Selbst dann; wenn es nicht der Zeit zum Schreiben ähnlich sieht, sondern nur ein Maß ist für die Lizenzen der Zeit, die jedem Trottel erlaubt, einen Gedanken unter die Leute zu bringen, den er sonst nur privatim lallen würde, wie zum Beispiel den Hinweis auf die notorische Tatsache, daß unsere Dichter von heute Sammlungen ihr Eigen nennen.

* * *

EINER, DEN DIE ERLEBNISSE HERUMGEWORFEN HABEN

[Ernst Decsey. »Krieg im Stein.« *Erlebtes, Gesehenes, Gehörtes* aus dem Kampfgebiet des Karstes. »Leykam«, Graz.] *Der Krieg hatte eines schönen Tages in dem bekannten Musikkritiker und Feuilletonisten den längst vergessenen Reserveleutnant aufgeweckt. Wie sah ich aus, erzählt Decsey. Gestreifte Zivilhose, grüner Alpenrock, weißer Sturmkragen, gelbe Feldbinde, langer Säbel, und auf dem Haupte, dem haarwallenden, die rutschende Offizierskappe. Ich hatte nicht mehr Zeit gehabt, mich auszurüsten. Samstag noch auf der steirischen Alpe, 1200 Meter hoch, Montag früh unten am Spiegel des Meeres, so hatten mich die Ereignisse herumgeworfen.*

Der Spiegel des Meeres dürfte erschrocken sein, als er das Bild dieses verwandelten Decsey sah.

Jedenfalls war Decsey bei seiner Kompanie der *erste eingerückte Offizier*. Das Büchlein schildert die *Kriegserlebnisse* des Autors *von den Tagen der Mobilisierung an*.

Die Leute, die den Decsey von den Tagen der Mobilisierung an im Vorraum eines Kriegsbüros in Graz gesehen haben wollen, sollen der Meinung gewesen sein, es sei sein Spiegelbild, so frappant war die Ähnlichkeit. »Sie irren sich, ich bin nicht der Decsey, alle fallen darauf herein, ich bin längst unten!«

Der Krieg im Stein ist der Krieg am Karst, der Kampf an der Isonzofront.

Sehr richtig bemerkt, aber was geht das den Decsey an? Doch.

Dieser *deutsche Steirer* empfindet den *Verrat Italiens* wie eine *ihm persönlich zugefügte tiefe Beleidigung*. *Vergeudete Liebe* läßt immer *Scham* zurück. Und Ernst Decsey hat zu den begeistertsten Italienschwärmern gehört.

Ich weiß nicht, wie lange es her ist, daß der Decsey jodeln gelernt hat. Aber daß er sich jetzt des Verrates Italiens schämt, macht ihm alle Ehre. Er hat seine Liebe vergeudet, er hat vergebens seine Visitenkarte im Hotel abgegeben, ganz wie seinerzeit in Graz, als ich dort noch Vorlesungen hielt und hinterdrein den Decsey, der für mich geschwärmt hatte, verriet. Aber in Graz

kann man doch den Krieg nicht so recht erleben, nicht gut sehen, man hört höchstens hin und wieder etwas von ihm, wenn man aus dem Kriegsbüro in die Redaktion geht. Deshalb mußte sich Decsey doch persönlich bemühen. War er also dabei oder war er nicht dabei? Er war dabei.

Die Stimme des Krieges hat Decsey so deutlich vernommen, als er einen Zug mit Liebesgaben an die Isonzofront geleitete. Dort hat er Land und Leute gründlich studiert, Offiziere und Mannschaft beobachtet, und auch er singt mit Inbrunst das hohe Lied von dem Großartigen und Menschenunfaßbaren, das dort geleistet wird. Zu den anziehendsten Kapiteln des Buches gehört sein Hymnus auf die Lasttiere, die auf dem Karst gebraucht werden. »Nur kein falscher Genierer«, wie man gut wienerisch sagt. Es sind Esel, veritable Esel, keineswegs bildliche Esel, denen dieses Lob gilt. Diese Karstesel sind Muster an Bescheidenheit und Pflichterfüllung, die buchstäblich für andere ins Feuer gehen und die Decsey sehr nett die Diurnisten unter den Vierfüßlern tauft.

Während die Journalisten unter den Vierfüßlern — nun, wie tauft man die? Esel sind sie jedenfalls nicht. Auf den Karst gehen sie nicht. Dazu sind ja die Karstesel da. Meint auch der Rekommandeur, der mit der Chiffre St—g zeichnet, als hätte der blutige Hohn hinter die tollgewordene Trivialität einen »Sterbetag« gesetzt. Aber den erleben doch nur die Karstesel!

Was täten wir auf dem Karst ohne sie? Wir könnten diesen Krieg nicht führen. Im Kriege wurden die Tugenden des Verkannten erst entdeckt. Ganz wie bei gedrückten, unscheinbaren Zivilmenschen, die sich in der Schlacht plötzlich als Helden zeigen ... Das ist eine Stichprobe des liebenswürdigen Humors, der nicht zu den wertlosesten Eigenschaften —

Kusch! Denn Stichproben gibt es jetzt, eines Ernstes, die Millionen erlitten haben. Und den Zehntausend, die ihr Blut behalten, erstarrt es nicht im Leibe? Karstesel, Kreaturen Gottes, wenn ihr eure Pflicht getan habt, für andere ins Feuer zu gehen — kehrt euch und trampelt diese Brut zu Tode!

* * *

GOTT STRAFE ENGLAND

» ... Das neue englische Gesetz über die Dienstpflicht nimmt Männer, die gegen den Kriegsdienst *Gewissensbeschwerden* haben, unter bestimmten Bedingungen aus ... In Godalming war es ein Lehrer, Roland M. J. Knaster, der erklärte, tiefe religiöse und moralische Überzeugungen zu haben, die ihm den Kriegsdienst und alle damit zusammenhängenden Dienste verbäten. Er sagte, zu jedem Opfer bereit zu sein, wenn das Gericht ihm die vollständige Befreiung nicht zubillige. Im Verhör gab er an, 25 Jahre alt zu sein und der englischen Hochkirche anzugehören. Ins Heer zu gehen, sagte er, würde für ihn bedeuten, daß er die Gesellschaft über seine religiösen Überzeugungen stelle und dies wolle er unter keiner Bedingung tun. »Ich liebe meine Mutter und bin ihre einzige Stüt-

ze,« sagte er. »Wenn man mich ins Gefängnis schickt oder erschießt, wird sie verhungern. Ich stelle meine religiösen Überzeugungen meiner Mutter voran und wenn jemand dazu entschlossen ist, glaube ich nicht, daß er noch mehr tun kann, um Sie zu überzeugen.« — Tribunalmitglied Fletcher (Schulleiter in Charterhouse): Gesetzt den Fall, daß jemand Gewalt gegen Sie anwendete, was täten Sie? — Knaster: Ich würde wahrscheinlich mit ihm diskutieren, aber ich hoffe, daß ich ihm nicht Schlag um Schlag zurückgeben würde. — Als man ihn fragte, was er täte, wenn ein Deutscher seine Mutter an seiner Seite tötete, erwiderte Knaster, das sei eine ungehörige Frage, die er nicht beantworten könne. Der vorsitzende Bürgermeister verkündete hierauf die Entscheidung, daß der Antragsteller vom aktiven Kampfdienst *vollkommen befreit* und auch *von jedem anderen militärischen Dienste solange enthoben sei, als er die einzige Stütze seiner Mutter sei*. — Die Verhandlung in Fulham war darum merkwürdig, weil der um Befreiung Ansuchende ein Beamter des Kriegsamt war. Der jetzt Neunzehnjährige gab an, sich 1911 bekehrt zu haben. Sein Gewissen verbiete ihm, jemandem das Leben zu nehmen, sei es auch sein Feind. Der Vorsitzende fragte ihn, warum er dann seinen Posten im Kriegsamt nicht aufgegeben habe. Der Ansuchende erwiderte, daß seine Beschäftigung mit der Feststellung der Folgen des Krieges, aber nicht mit der gegenwärtigen Kriegführung zu tun habe. Das Ansuchen wurde abgewiesen. Alderman Evans erklärte, Enthebung vom Dienste könne solange nicht gewährt werden, als der Ansucher *seine Stelle im Kriegsamt nicht aufgabe ...* «

* * *

WIE ES IN ROM ZUGEHT

» ... Das Straßenleben ist im allgemeinen so bewegt wie sonst in Friedenszeiten; auf dem Corso drängen sich die Menschen wie immer geschäftig oder im süßen Nichtstun, die Schaufenster sind glänzend erleuchtet und die großen Kaffeehäuser ... sind überfüllt. Aber hinter diesem äußeren Bild verbergen sich doch erhebliche Veränderungen. Der Kleinhandel ist ruiniert und auch die großen Geschäfte haben schwer gelitten ... Die Buchhandlungen sind überfüllt mit Kriegsschriften, denn es ist ja nötig, immer noch den Krieg ... zu rechtfertigen, das gute Recht ... zu beweisen, Haß und Verachtung des Feindes zu verbreiten ... Spottkarten und Zerrbilder müssen dem gleichen Zweck dienen, sie werden einem auf Schritt und Tritt angeboten, in Massen verkauft und finden sich in allen Händen. In den Kinos werden die Heldentaten des ... Heeres und seiner Verbündeten in schwindelhafter Weise verherrlicht ... Der Krieg hat die Stadt äußerlich umgewandelt. Auf den Dächern flattern große Standarten im Winde, Bündel von Fähnchen schmücken die Fenster und Bänder in den Nationalfarben zieren die in

den Geschäften ausgelegten Waren. Schuhfabriken, Modeartikel— und Wäscheläden bieten dem erstaunten Kunden ... mit dem Roten Kreuz geschmückte Börsen, Mappen, Notizbücher usw. an. Aber in den Stadtvierteln, wo die armen Leute wohnen, sieht es anders aus. Männer und Frauen zeigen in ihren Mienen, wenn nicht Besorgnis, so doch Gleichgültigkeit. In den Unterhaltungen, die man zufällig mit anhört, klingen Müdigkeit und Angst durch vor der immer schwerer lastenden Lebensnot. Die gedrückte Haltung dieser Leute ist zu augenscheinlich, als daß man sie übersehen könnte. Der Lebensunterhalt ist teurer geworden und die Arbeitslosigkeit, die in gewöhnlichen Zeiten schon groß war, ist gestiegen, die Armen stehen täglich von neuem vor der bedrückenden Frage, wie sie ihren Hunger stillen sollen. Obgleich die Kriegshetzer, die auf die einfältige Leichtgläubigkeit rechnen, einen nahen Sieg vor-spiegeln, so kommt doch in der dürftigen Atmosphäre der schmutzigen Stadtviertel die Ruhmesgewißheit nicht zum Durchbruch und gibt sich nicht mit der hochmütigen Roheit kund, welche die Kriegsfreunde, die Eroberer ... zur Schau tragen, alle die Herren und Damen, die mit ihrem Kleideraufwand, ihren Diamanten und wohlgenährten Backen über den Corso schlendern. Diese Leute die mit einem Lächeln auf den Lippen vorübergehen, diese Damen in hellen Kleidern, die Menschenmassen, die sich unaufhörlich in den Kaffeehäusern und Weinschenken drängen ... die überfüllten Theater und die flatternden Fahnen, gehört das alles wirklich zur Hauptstadt eines Landes, das in einem schweren Kriege steht, dessen Grenzen bedroht sind, dessen Söhne in großer Anzahl dahingemäht werden? Ein Schauspiel, das ebensowohl Staunen wie Trauer erweckt.«

* * *

IN FRANKREICH

ist nach Originalbriefen — von und nach der Front —, die das Wolffsche Büro veröffentlicht, die Stimmung so:

» ... Wir wünschen sehnlichst das Ende des Krieges herbei; ich bin schon seiner überdrüssig und ich glaube, Kameraden zu haben, die ebenso denken wie ich ... «

» ... Du sagst mir, daß wir 1200 Gefangene gemacht haben, die Zeitungen hätten es gebracht; aber was sie nicht gesagt haben, ist, daß die Boches ihrerseits 1800 der Unserigen zu Gefangenen gemacht haben ... Ich frage mich, wie das enden wird. Jedermann leidet und hat dieses traurige Dasein satt ... «

» ... Wir haben schwere Verluste ... Ich gäbe alles mögliche darum, um von hier wegzukommen ... «

» ... Meine Liebe, wenn Du wüßtest, welches Blutbad zurzeit hier angerichtet wird! ... Wie es hier zugeht! ... Man sagt wohl, daß man mutig sein soll; ich bin es ja auch, aber manchmal verläßt uns

doch der Mut, wenn wir so viele Kameraden unter dem Maschinengewehrfeuer fallen sehen ... Ich sehe jetzt, daß unsere Offiziere unseren Tod wollen. Diese Angriffe sind tatsächlich unnütz und ich sehe nun schließlich ein, daß unsere Offiziere unsere Feinde sind ... «

» ... Es ist doch traurig, daß sich das arme Volk so hinrichten und hinschlachten lassen muß, bloß um einigen Dutzend Dickköpfen Spaß zu machen. Sie sind die einzig Schuldigen; sie würden es verdienen, vernichtet zu werden, und nicht das Volk, welches nur Frieden und seine Ruhe verlangt ... «

» ... Unser moralisches und materielles Leben liegt in den Händen von Verbrechern. Du kannst dir wohl denken, daß sie von den Greuelthaten, die sie verbrechen, nichts erzählen. In den Zeitungen liest man doch nur Lügen ... «

» ... Mir scheint, es soll dieser Krieg keine Ende nehmen ... Ich glaube, wenn der Krieg noch lange dauern sollte, weiß Gott, es würde keine Soldaten mehr geben. Was täglich fällt, das ist entsetzlich ... «

» ... Immer länger und länger wird die Liste, ich glaube, der Krieg wird aus Mangel an Kämpfern aufhören ... «

» ... Wieder ist Allerheiligen und ich habe noch keine Handvoll Getreide gesät ... Wie oft hatten Allerheiligen viele die Aussaat beendet. Man verreckt oder schuftet bis zum Ende dieses verfluchten Krieges, der so unzählig viele in Kummer und Trauer stürzt und gar manche Familie ins Elend für immer ... «

» ... Alles ist ausgehoben ... Wenn das noch lange dauert, frage ich mich, was aus uns werden soll ... «

» ... Diese jungen achtzehnjährigen Leute unter den Fahnen zu sehen, das bedeutet den Ruin der Welt und vor allem der Heimat. Dieser Mangel an Arbeitshänden bewirkt für die Zurückbleibenden eine große Teuerung ... Viele Güter, die kein Kapital haben, lassen sie einfach brach liegen ... Ich fürchte, im nächsten Jahre wird es noch schlimmer werden ... «

» ... Ich werfe nur einen Blick auf die amtlichen Kriegsdepeschen, wie gewöhnlich jeden Abend. Marie fragte mich, was es Neues gebe, und ob die Zeitung immer wieder diese berühmten Lügen bringe. Voll Zorn nahm sie mir dieselbe weg und warf sie in den Ofen, indem sie zu mir sagte, daß dies für die Blöden gut wäre. In der Tat glaubt man den Zeitungen nichts mehr, wenn man die Soldaten aus den Schützengräben hat erzählen hören. Sie sagen die volle Wahrheit und sind glaubwürdig, aber das Papier läßt sich ruhig bedrucken ... «

» ... O daß dieser Krieg doch schnell zu Ende ginge! Es ist jetzt genug ... «

» ... Man ersehnt nur die glücklichen Tage der Befreiung, wo man sich in guter Gesundheit wiedersehen kann, und es ist zu wün-

schen, daß dieser schreckliche Krieg, der uns so viele Tränen verursacht, so schnell als möglich zu Ende gehe ... «
» ... Wenn doch nur das Ende dieses Krieges käme! Denn ihr müßt doch jetzt sehr müde sein und ihr habt schon so viele Leiden ausgestanden seit so langer Zeit. Es wird gewiß noch viel mehr Kranke geben als Tote. Wir ersehnen lebhaft das Ende dieses Alpdruckes ... «

* * *

BEI UNS IST ES SO!

(Alpenglügen im Semmeringgebiet.) Der letzte Sonntag zählte zu den schönsten, *welchen* die Wiener Touristen seit langem im Semmeringgebiet erlebt haben ... Ein prachtvoller blauer Himmel wölbte sich über den Bergen, die in fleckenlosem Weiß dalagen, übergossen von den Strahlen der warmen Frühjahrs-sonne, die das Quecksilber in der Mittagsstunde auf dem Sonnwendstein bis 15 Grad Wärme hinauftrieb ... Auf allen Höhen und Hängen tummelten sich Ausflügler und die Sportsleute fanden wieder einmal voll ihre *Rechnung*. *In die gehobene Stimmung kam dann eine weitere Steigerung, als das Telephon aus Wien die Freudennachricht vom Falle Durazzos und von den weiteren glänzenden Erfolgen der Deutschen vor Verdun brachte.* Diese Mitteilungen weckten natürlich großen Jubel und waren *der allgemeine Gesprächsstoff*. Den *Brennpunkt* des bunten Treibens bildete wie immer *die Terrasse des Südbahnhotels, auf der sich jung und alt, groß und klein versammelte*, um das prachtvolle Gebirgsbild zu *genießen*, das die Aussicht auf Rax, Schneeberg und Sonnwendstein darbot. Es ist dies ein Fernblick, der wahrhaftig mit den schönsten Schweizer Aussichten erfolgreich zu konkurrieren vermag. Bei Sonnenuntergang gab es dann *eine neue Überraschung für das Publikum. Der Abend schloß nämlich mit einer grandiosen Höhenbeleuchtung*, wie sie gleich prächtig nur die Natur zu inszenieren vermag — mit einem Alpenglühn, wie es klare Sommerabende im Hochgebirge hervorzubringen pflegen. Alle Berge waren von den Strahlen der scheidenden Sonne in herrliches Purpurrot getaucht und *die Berge wetteiferten* an Farbenpracht und Schönheit. Lange blieb die *Gesellschaft* auf der *Terrasse* des Südbahnhotels versammelt, um das unvergeßlich schöne Naturschauspiel zu *genießen*. Der Stimmung der Anwesenden entsprach es, *als eine Touristin mit tiefer Empfindung die Worte Heines rezitierte:*

»Schaust du diese Bergesgipfel,
Aus der Fern', so strahlen sie
Wie geschmückt mit Gold und Purpur
Fürstlich stolz im Sonnenglanze.«

Die Sprecherin erntete reichen Beifall. Die *Getreuen* des Semmerings blieben noch lange *in stiller Betrachtung* beisammen, und

unwillkürlich drängte sich ihnen der Gedanke auf, daß die Natur diese herrliche Illumination der Bergspitzen zu Ehren der Erstürmung der Hauptstadt Albaniens inszenierte, um den Siegern ihre Reverenz zu machen. Unter den Besuchern des Semmeringgebietes vom letzten Sonntag bemerkte man unter andern nachstehende unbedingte Verehrer desselben: (folgen dreizehn und zwei Gemahlinnen) — — — — — sowie Hofrat Deutsch, den erfolgreichsten und unermüdlichsten Bergsteiger und eminenten Distanzgeher im Semmeringgebiet, von dem ein gleichfalls der Gesellschaft angehörender Humorist behauptet, er nütze die Zeit am Semmering so gewissenhaft aus, daß er auch Verspätungen der Südbahnzüge ins Kalkül ziehe, und falls diese Verspätungen es halbwegs gestatten, sogar zu Wiederholungen von Ausflügen auf den Sonnwendstein im Schritt, Trab oder, wenn die Zeit drängt, im Galopp benützt. Für die Genauigkeit seiner Berechnungen und seiner touristischen Meisterschaft spricht es, daß er den sogenannten »Tarockzug« noch nie versäumt hat.

So ist es bei uns! Du gerechter Gott im Himmel, weißt du das? Bietet es sich auch dir, das Panorama, uns bietet es sich, wie es diese in allem Erdenleid unveränderte Gegend noch nie geboten hat. Auf der Semmeringterrasse, du hast Blitze und schleuderst sie nicht, auf der Semmeringterrasse — wo es sich, weil für die Siriusbewohner ein Spuckverbot erlassen wurde, auch noch im Jahre 1916 wohl sein läßt — dort haben wir es erlebt. Die Durchhalter sind vollzählig, schwarz und rosenrot, Schakale und Hyänen, vom Hunger genährt, einverständigen Blicks, daß ihnen das Blut der Welt gut angeschlagen hat, jeder ist sich selbst der nächste und herausragen die Spitzen. Man bemerkt die Spitzen und die Spitzen bemerken die Gipfel. Die Natur ächzt, ihnen zu dienen, und tut es doch, denn es ward zu den Bäumen gesagt, daß sie sich zusammennähmen, auf daß sie den Semmeringbesuchern eine Freude wären, wenn sie kommen, zu genießen. Berge wetteifern, ihnen zu imponieren, der Himmel produziert sich, die Sonne taucht unter wie noch nie, damit ein erstklassiges Alpenglügen das Antlitz des Verwaltungsrats überglänze. Laßt es uns von dort holen und zusehen, ob nicht besser sei, im finstern Grab zu liegen, als den letzten Sonnenstrahl aus solchem Prisma zu empfangen. Irgendwo ruhen Sieger auf Stroh und die Natur macht ihre Reverenz den Nehmern. In stiller Betrachtung scheint sie vor ihnen versunken. Ihr Tagewerk verklärt sie, der Magen verrichtet das Abendgebet. Vergiftete Gase gehen von ihnen aus, die Unschuldigen zu töten, und sie selbst haben noch die Geistesgegenwart, zum Telephon zu stürzen, um es zu erfahren. Jetzt wissen sie, der Gedanke drängt sich ihnen auf, unwillkürlich: der Kosmos hat sie gern, er hat diesmal wegen Durazzo illuminiert, also indirekt für sie. So kommen sie doppelt auf ihre Rechnung, mit dem Schnee und mit dem Export, und es ist der feierliche Moment eingetreten, wo die Pflicht jeden Mann an seinen Posten ruft und die große Heerschau über die unbedingten Semmering—Verehrer beginnt, über die Getreuen, jung und alt, groß und klein. Wo ist Deutsch? — Bitlich schrei nicht, Stukart hört — Habts ihr gehört von Durazzo, Kleinigkeit — Das Panorama war fabelhaft — Begierig bin ich, ob er heut zurecht kommt —

Nutzt nix, Heine ist und bleibt der größte deutsche Dichter und wenn sie zer-springen — Ich hab den Sektionschef gegrüßt, er hat auch gegrüßt — Sie wern sehn, er wird in den Annalen fortleben — Am Sonnwendstein will er her-auf hat er gesagt — Nicht wern sie Verdun bekommen! — Sind Sie eigentlich ein starker Esser? Ich bin nämlich ein starker Esser Das Panorama war fabel-haft — Ich sag dir, im Schritt, er hat Zeit — Die Verluste müssen gesalzen sein — Der muß auch hübsch verdienen — Wie sie das deklamiert hat, war ich ef-fektiv begeistert — Wetten, er kommt heut im Trab — Der Dokter hat gesagt, unten steht es glänzend — Ich hätt noch drei Waggons — Wie er sich getauft hat, hat sie sich geschieden — Heut versäumt er aber ja, sag ich euch — Wenn ihr euch kugeln wollts, müßts ihr in die Josefstadt — Was heißt Truppentrans-porte? Der Tarockzug geht immer! — Das Panorama war fabelhaft — Dorten kommt er gelaufen, was hab ich gesagt, Deutsch im *Galopp!*

's gibt nur an Durchhalter!

Zu den grauslichsten Begleiterscheinungen des Durchhaltens, als wär's kein Leiden, sondern eine Passion, gehört dessen tägliche Feststellung, Belo-bigung und behagliche Beschreibung. Wie der Wiener schon in Friedenszeiten davon durchdrungen war, daß er ein Wiener ist, sich das täglich zum Früh-stück und zur Jause nicht nur selbst ins Ohr sagte, sondern es auch zweimal in der Zeitung zu lesen bekam, und in einer Art, daß wenn ihm erzählt werden sollte, viele Leute seien auf dem Stefansplatz herumgestanden, ihm statt des-sen gesagt wurde, es seien viele Wiener gewesen — so wird in der Zeit der schweren Not keinem das Durchhalten so leicht gemacht wie dem Wiener, denn keiner trifft es so leicht wie der Wiener, weil er eben vor allem ein Wie-ner ist und wiewohl der Wiener nicht nur Bedürfnisse hat wie ein anderer, sondern auch speziell als Wiener einen speziellen Gusto auf Spezialitäten, die-se Triebe doch spielend zu unterdrücken vermag, indem er eben ein Wiener ist und deshalb also natürlich auch zu seinem Kaffee, den er nicht bekommt, Hab' die Ehre sagt und wenn er schon nicht seine Kaisersemmel dazu hat, so doch seinen Humor hat, mit dem er sich jederzeit' nicht nur über die Teue-rung, sondern auch über den Mangel leger hinwegsetzen kann und mit dem er erforderlichenfalls sogar ein Zigarettl, das er nicht kriegt, sich anzuzünden vermag, so fesch wie es außer ihm auf der weiten Erde eben nur er kann, der Wiener.

Wie die Beziehung des Wieners zur Natur sich in einer fortwährenden Berufung auf die »Anlagen« ausspricht, so ist die Beziehung des Wieners zum Leben eine unerschöpfliche Auseinandersetzung mit den Viktualien, und es muß einen tiefen Grund haben, daß jene häufige Redensart, durch die der Wiener dem Ernst einer Situation gerecht werden will, den keine Illusion üb-riglassenden Wortlaut hat: »Da gibts keine Würschteln!« Anstatt sich nun mit dieser Tatsache im gegebenen Zeitpunkt abzufinden, läßt sich der Wiener jetzt unaufhörlich versichern, wie vortrefflich er die Würschteln zu entbehren verstehe und daß es direkt ein Hochgenuß sei, auf sie zu verzichten — eine

Wiener Spezialität, ein Gustostückl, vom Schicksal eigens für den Wiener reserviert. Nicht nur davon überzeugt, daß ihn die Schöpfung als ihren eigentlichen Zweck beabsichtigt habe und daß der Stephansturm annähernd Sitz und Mittelpunkt der Verwaltung des Kosmos sei, ist es ihm gelungen, den Glauben, daß es nur eine Kaiserstadt, nur ein Wien gebe — einen ähnlichen Hinweis hat bekanntlich unlängst der englische Zensor nach Deutschland mit einem »Gottseidank« durchgehen lassen —, daß es nur *eine* Fürschtin gebe, die Metternich Paulin, in einer Art sangbar zu machen, daß es für ihn auf der Welt nur a Kaiserstadt, nur a Wien und nur a Fürschtin zu geben scheint, und durch den gerechten Zufall eines schlechtgebauten Couplets hat er sich des Unvermögens schuldig bekannt: nichts sonst zu sehen, wo immer er hinkommen mag, als eben diese ihm vertrauten Erscheinungen. Wien in jeder Stadt suchend, war er ungehalten, wenn er es nicht wiedererkannte, fuhr nach Paris, um »auf ein Rindfleisch« zu Spieß ins Restaurant Viennois zu gehen, verglich es undankbar mit dem von Meißl & Schadn, und kehrte an Selbstbewußtsein bereichert zurück. Wie der Deutsche, ohne auf besondere Wünsche des Berliners dabei Rücksicht zu nehmen, sich in jeder Lebenslage einen Deutschen nennt und auch vor Leuten, die nie daran gezweifelt, ja es auf den ersten Blick selbst bemerkt haben, so muß der Wiener nicht erst vor einem Spiegel stehen, um sich als Wiener zu erkennen. Man mag aber zugeben, daß der Deutsche in der Verwendung der Methode, sich aus sich selbst zu definieren, sparsam ist im Vergleich mit dem verschwenderischen Wiener, der seit einigen Jahrzehnten nicht müde wird, sein Gemüt sowohl wie sein Gemüse, seinen Schick sowohl wie seinen Schan als spezifisch wienerisch zu bezeichnen, und sehr wohl imstande wäre, bei der Ausfertigung eines Reisepasses, der ihn heute zwar nicht in Konflikt mit der Welt bringen kann, darauf zu dringen, daß sein Geburtsort zugleich als besonderes Kennzeichen notiert werde. Denn es gibt wohl kaum einen Wiener, der nicht felsenfest darauf bauen würde, daß er ein apartes Blut mitbekommen habe. Das wäre freilich noch keine Überhebung, sondern nur eine ethnologische Behauptung, die sich am Ende sogar beweisen ließe. Das Bedenkliche aber ist, daß er von sich überzeugt ist, daß überhaupt *nur* er ein Blut bekommen habe und kein anderer, denn er wäre wohl peinlich überrascht, wenn er eines Tages hörte, in den russischen Zeitungen sei jetzt etwas von einem feschen Petersburger Blut zu lesen. Und mit ihm wäre die ganze Welt erstaunt, denn es ist Tatsache, daß so etwas noch nie vorgekommen ist. Es kommt eben nur in Wien vor, wo Leute, die daselbst schon 50 Jahre und mehr ansässig sind und längst nicht mehr ihre Zuständigkeit beweisen müssen, in der Zeitung plötzlich als »Wiener« agnosziert werden, während man doch noch nie gelesen hat, daß zur Begrüßung des Königs von Schweden sich ein Spalier von zahllosen Stockholmern gebildet habe. Höchstens die Schweizer noch haben diese Ehrlichkeit, ohne Umschweife sich selbst als »Schweizerbürger« anzusprechen, wobei aber mehr die Anständigkeit, sich an einen einmal geleisteten Eid öfter zu erinnern, mitspielt, als die Selbstgefälligkeit einer unverantwortlichen Gegenwart. Auch sind die Schweizer die unvergleichlich besseren Hoteliers, die nicht so ungeschickt wären, Ausländer durch eine lästige Hervorhebung der eigenen Vorzüge vor den Kopf zu stoßen, während die Wiener den Fremdenverkehr, zu dem sie einen unglü-

cklichen Hang haben, um jeden Preis heben wollen, ohne zugleich ihre Einrichtungen zu heben, deren Attraktion sie gerade darin erblicken, daß sie um ihrer selbst willen geschätzt werden müssen, weil sie eben spezifisch wienerisch sind.

Dieses Monopol des Wieners auf Einzigartigkeit in allen Lebenslagen, und nun sogar im Verzicht auf die Lebensgüter, zu verteidigen und tagtäglich zu stützen, dazu hat vorzüglich die israelitische Presse einen Tonfall, dessen Überredungskraft es nicht nur gelungen ist, einen Menschenschlag, der einst an der noblen und weltsinnigen Lebensführung des Vormärz wie kein anderer teilnahm, kulturell einzukreisen, sondern ihm auch unter täglicher Entschädigung durch eine ekelhafte Liebedienerei einzureden, das Gegenteil sei der Fall und der Wiener habe vor dem allgemeinen Fortschritt, nämlich dem, der mit der Eisenbahn die Menschen weiterbringt, noch seine besondere »Note« voraus, weil er eben trotz der Fähigkeit, sich der Eisenbahn zu bedienen, doch mit Leib und Seele ein Wiener geblieben sei. Wie er jetzt nur auf die Seele angewiesen ist, um diese Eigenschaft zu betätigen, wie er ohne Fett selbstlos geworden ist, das hören wir jetzt von Tag zu Tag bestätigt und gepriesen, und der Wiener fühlt sich, gebildet wie er ist, besonders geschmeichelt, wenn ihm sein Entbehrungsschmuck nun versichert, daß er über alles Erwarten, nein mehr: wie man nicht anders von ihm erwarten konnte, und akkurat wie es bei ihm vorauszusehen war, die Opfer, die man von ihm eigentlich nicht verlangen dürfte, deshalb bringt, weil sie von ihm »geheischt« werden.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man erst ausdrücklich betonen, daß die Schadenfreude unserer Gegner sich der bestimmten Erwartung hingab, der Aushungerungs— und Erschöpfungskrieg werde den als leichtlebig und genußsüchtig verschrienen Wiener als das erste Opfer zur Strecke liefern. Diese Hoffnung ist, wie wir alle wissen, gründlich vereitelt worden. Wien hat sich mit heiterer Unbefangenheit in alle Entbehrungen zu schicken gewußt, die der Krieg mit sich brachte. Nach einigen leicht begreiflichen Unsicherheiten schwenkte die ganze Bevölkerung mit einer Sicherheit und Promptheit, die auch unseren preußischen Bundesbrüdern Ehre gemacht hätte, in das System der Reglements und Verordnungen ein, die den Verbrauch der notwendigen Nahrungsmittel regelten. Die Brotkarte ist ebenso eine Selbstverständlichkeit geworden, wie die fleischlosen Tage. Ohne jede Sentimentalität gedenken wir des Wiener Gebäcks.

Freilich könnte die gute Laune noch gehoben werden, wenn man Eulen, die vielleicht ganz schmackhaft sind, statt immer nur nach Athen, wo man an einem *embarras de richesse*¹ zugrunde geht, zur Abwechslung einmal nach Wien tragen wollte, und die Frage, ob die preußischen Bundesbrüder, auf die beim Einschwenken geschaut wurde, es nicht doch noch besser getroffen haben, da sie's ja gleichzeitig üben mußten, bleibe unentschieden. Aber es läßt sich nicht leugnen, die Zeiten, wo einem das Herz aufging, wenn es einem Guglhupf geschah, sind vorbei, und auch in Bezug auf das Rindfleisch ist der

1 Mangel an Reichtum

Wiener aus einem Epikuräer ein Stoiker geworden. Und ich bin Zyniker genug, es zu beweisen.

Wir haben die liebevoll gehätschelten Idiosynkrasien des Wiener Geschmacks abgelegt, uns zum Schöpsernen und sogar zum Seefisch *bekehrt*. Fallen sehen wir Zweig auf Zweig! Nach dem mit verschwenderischer Auswahl auf den Tisch gestellten Gebäckkörbchen verschwanden die Kaisersemmel, das Salzstangel und das mürbe Gebäck. Wir haben die Maisperiode *mit klassischem Stoizismus* übertaucht und fühlen uns magenkräftig genug, eine neue Maiszeit mit der Hoffnung auf Wandel zu überstehen.

Man beachte die nur scheinbar scherzhafte, im Innern — oder muß man jetzt »Innerei« sagen — ganz ernsthafte Verwendung der religiös—philosophischen Sphäre. Der Mangel an Schweinernem ist Zuweg an Seelischem. Es gibt noch andere kriegführende Völker; aber keinem trägt das brave Durchhalten eine so gute Sittennote ein wie dem Wiener, dessen Reife nicht nur in der Entsagung, sondern auch in der heitern Würde, mit der sie sich vollzieht und die beinahe an die Seelengröße des in den Tod gehenden Sokrates hinanreicht, von allen Historikern bemerkt wird. »Ohne Deklamation, ohne Ruhmredigkeiten« haben die Wiener, nach der Versicherung des Herrn Salten, auf den Jausenkaffee verzichtet. Bitte — könnte ein Wiener einem Londoner einmal vorhalten — haben Sie damals kein Weißgebäck gehabt? No alstern, nacher reden S' nix! Heute aber beißt er die Zähne zusammen und schweigt. Denn so dulden kann nur er:

Nicht einmal das Wort Patriotismus wird um dieser Dinge willen bemüht. Man nimmt sie einfach hin, richtet sich danach ein *und spricht nicht darüber*.

Nur täglich bißl in den Zeitungen. Eine »Haltung, die in ihrer gleichmäßigen Ruhe wie in ihrer *Würde bewundernswert* und, *nebenbei, ergreifend* ist«, rühmt jener Salten den Wienern nach.

Natürlich redet man vom Krieg, wo zwei Menschen beisammen sind, allein *Gespräche über Mehl, Butter, Milch und ähnliche Dringlichkeiten* gibt es *fast* gar nicht. Wollte jemand in Gesellschaft oder sonstwo feierlich erklären: wir müssen durchhalten! ... er würde dem gleichen *kühlen Schweigen* begegnen, wie ein efekthaschender Schauspieler. Denn das Durchhalten ist selbstverständlich, es wird *einfach geschafft*¹. Aber man liebt es nicht, daß darüber mit Pathos geredet wird ...

Vielleicht unter jenen, die Hunger haben. Aber nicht unter den Armeelieferanten und Kriegsreportern, also in der Gesellschaft.

Eine Wiener Eigenschaft hat sich übrigens auch während des Krieges nicht verändert. *Sie stellen ihr Licht noch immer geflissentlich hinter den Scheffel und nennen das: Diskretion*.

Sie nennen es Diskretion und machen draus ein Feuilleton. Der Wiener tut seine Pflicht, aber er sagt nicht, daß er seine Pflicht tut, sondern er sagt, daß er nicht sagt, daß er seine Pflicht tut — wer sagt, daß er nicht seine

1 Wie sich die Bilder gleichen! Derselbe Jargon »Wir schaffen das!«, mit dem die alte Frau in Berlin 1 Million Invasoren (sogenannte Flüchtlinge) allein in 2015 begrüßte.

Pflicht tut? »Mit humorvollem Lächeln« verstehe man hier, so heißt es, Lasten zu tragen, man mache aber »kein Reklamegeschrei«. Nun, wenn einer in alle Welt hinausruft daß er ein großer Schweiger sei, so hat die Welt allen Grund, es zu bezweifeln. Und vielleicht auch, ob er wirklich tue, wovon er so lärmend zu schweigen versteht. Aber die Welt täte dem Wiener Unrecht. Er duldet nicht nur, er duldet nicht nur still, sondern so dulden und so still dulden, mit einem Wort so schön dulden, das kann nur er. Schauen wir uns um in unserm Weltblatt weit und breit, ob's einer dem Wiener nachmacht! Wenn in Petersburg die Musik abgeschafft und die Speisekarte geändert wird, so ist es, ganz abgesehen von solchen Symptomen des Zerfalls, ein »Tändeln mit dem Krieg« und beileibe »kein Zeichen innerer Teilnahme, zu der die Genußmenschen in Petersburg gar nicht fähig sind«. Wie anders der Wiener. In dem Bewußtsein, daß er ein Wiener ist und daß ihm mit Rücksicht auf diesen Umstand nichts Ärgeres geschehen kann, benimmt er sich auch danach, hält er die paar selbstlosen Tage in der Woche und schweigt. Gibts keine Würschteln, so hat er doch noch seine Extrawurst. Es ist schwer genug ein Licht zu haben, wenn Not an Kerzen ist, und es noch unter den Scheffel zu stellen, in dem kein Getreide ist. Aber man tut's, man lebt weiter, man schafft's, und schafft man's nicht, so wird's einem geschafft. So ist der Wiener. Und weil es seine Haupteigenschaft ist, ein Wiener zu sein, so kann er sie nun bewähren wie nie zuvor, so daß er auch jetzt noch etwas vor der Welt voraushat, nämlich: ein Durch und Durchhalter zu sein.

Shakespeare und die Berliner

»Max Reinhardt brachte im Deutschen Theater den 'Macbeth' zur Aufführung ... Die Regie hatte mit ihren Künsten nicht gespart ... Beispielsweise war auf der Bühne eine Dreiteilung geschaffen, bei der dem Mittelstreifen eine Art symbolischer Bedeutung zugewiesen war. Das Hauptthema, über welches die Regie ihre Variationen spielte, war das Blut. Farben und Beleuchtung waren auf Blut gestimmt, und als das Ehepaar Macbeth den Mordplan ausheckte, umringelten den Hals der beiden blutrote Streifen, die von einem Beleuchtungsapparat projiziert wurden. Ein blutbefleckter Vorhang ging herunter, als der Mord ausgeführt war ... «

Die Frage, wann der Herr Reinhardt, nicht aus irgendeinem Bühnenverein, sondern aus jedem besseren Wohnzimmer ausscheiden werde, ist im Weltkrieg leider nicht aktuell. Bis zum Weltkrieg war sie es auch nicht, denn sonst wäre er nicht entstanden. Der Zusammenhang ist klar. Wie es mit den geistigen Aussichten einer Nation bestellt sei, deren Ludimagister von einem verirrten Bankprokuristen dargestellt wird und deren Hochadel auf den Pri-

vatbällen des zum Diktator aufgedunsenen Theaterhändlers die Komparserie stellt, das konnte bloß dem politischen Blick verborgen bleiben. Daß die deutsche Botschafterin aus London in solchem Milieu sich sowohl dramatisch wie gesellschaftlich bewegt, ist ein Symbol, das sich einer Dichterin erschließen könnte, wenn sie ein Dichter wäre. Aber in dieser mechanischen Wunderwelt, die in ihrer ganzen Auflage ein Generalanzeiger des Weltuntergangs ist, grast die Fürstin neben dem Literaten, und wo kein Gras mehr wächst, gibt es doch jene echte Sommernachtstraumwiese, täglich frisch aus der Natur gerupft, durch die Herr Reinhardt sich längst schon um Shakespeare verdient gemacht hat. Es besteht eine Beziehung zwischen den lebendigen Versatzstücken des neudeutschen Theaters und den Surrogaten des neudeutschen Lebens, das um einen Fleischersatz so wenig je verlegen wird wie um eine Stellvertretung des Geistes, und dessen Wissenschaft im Bedarfsfall auch für Homunculus—Reserven sorgen wird. Diese Lebensrichtung hat einen philosophischen Anhalt. Es ist der Bocksbart des Herrn Shaw, des unermüdlischen Schalksnarren, dessen Weisheit dem Geist paradox gegenübersteht und dessen Dienste kein Shakespeare'scher König auch nur eine Stunde lang in Anspruch genommen hätte. Mit dem, von Fall zu Fall herübergerufenen Trosste, daß seine Landsleute die wahre Handelsnation seien, gehört er ganz in den Wurstkessel einer Kultur, in deren heilloser, von Reinhardt'schen Hexen zubereiteter Mischung demnächst der Gedanke entstehen mag, mit Bomben erfolgreich belegte Brötchen zu erzeugen. Dieser gut ins Englische übersetzte Trebitsch hat neulich den Einfall gehabt, die Würdigkeit, Shakespeares 300. Todestag zu feiern, den Berlinern zuzusprechen. Sie haben sich das nicht zweimal sagen lassen und, m. w., auf den Hals Macbeths blutrote Streifen projiziert. Die Engländer, neidisch wie sie sind, glaubten in diesem Warenzeichen jenes bekannte made in Germany zu erkennen, das so lange die englische Provenienz vorgetäuscht hat, ehe es sich zum ehrlichen deutschen Ursprung bekennen mußte. Aber jetzt hat sich auch auf der deutschen Szene, wo man in besseren Zeiten bekanntlich oft mit Wasser gekocht hat, die Erkenntnis durchgesetzt, daß Blut dicker sei. Dekorativ soll se wirken. Das ist nicht so wie bei armen Leuten. Ehedem sind bloß Helden aufgetreten, denen das Wort des Dichters aus dem Hals kam, ohne daß dieser selbst Spuren der dramatischen Absicht verraten hätte. Traten sie von der Szene, so fiel ein Vorhang, auf dem nichts zu sehen war als eine Landschaft mit einer Göttin, die eine Lyra in der Hand hielt, und dennoch war der Zwischenakt voll des Grauens über Macbeths Tat. Herr Reinhardt hat zwar nicht die Kühnheit, die Shakespeare'schen Akteure wie die Offenbachs geradezu durch das Parkett auftreten zu lassen, um jeden einzelnen Kommerzienrat von dem bevorstehenden Mord zu avisieren, aber er läßt immerhin — der intelligentere Teil von Berlin M W wird's schon merken — einen blutbefleckten Vorhang niedergehen, auf daß der erschütterte Goldberger seiner Mitgenießerin die Worte zuflüstere: »Kolossal, paß mal auf, Trude, jetzt wirste sehn, wie Machbet den Schlaf mordet!« Die Berliner allein sind würdig, Shakespeare zu feiern; wenn sie ihn aufführen, ist er zum dreihundertsten Mal gestorben. »Mir wars, als hört' ich rufen: Schlaft nicht mehr. Reinhardt mordet den Shakespeare, den heil'gen Shakespeare, den stärksten Nährer bei des Lebens Fest — Es rief im ganzen

Hause: Schläft nicht mehr ... « Solche Avisos und Lichtsignale dem feindlichen Verständnis zu geben, solcher Einfall, den Teufel, den das Völkchen nicht spürt, wenn er sie schon am Kragen hat, an die Wand zu malen, ist gewiß praktisch gegenüber einer Zeitgenossenschaft, deren Phantasie von einem rechtschaffenen Theatervorhang nichts weiter als eine gediegene Fußwohl—Annonce erwartet. Wie war doch stets und in jedem Belang die Bühne ein Wertmesser der Lebenskräfte! Die unheimliche Identität der Aufmachung eines Reinhardt mit der Regie des jetzt wirklich vergossenen Blutes ist keineswegs zu übersehen. Schöpfen nicht beide aus Quantität und Technik, aus Komparserie und Mache den Gedanken? Und nicht ganz ohne Bedeutung dürfte es sein, daß der Schauspieler, solange er noch Vagabund, Jongleur und Persönlichkeit war, von der guten Gesellschaft gemieden wurde, aber der geschminkte Kommiss von heute ihr von seinem Triumphsitz Gnaden austeilte. Nein, dies alles ist nur ein Druckfehler der Weltgeschichte, dort wo sie vom Sieg des iudogermanischen Geistes handelt. Nein, es wäre zu schön, wenn wir mit Anstand eines Morgens aus diesem Angsttraum erwachten und sich herausstellte, daß das Ganze nur die Illusion eines Theaterabends war, und in Wahrheit werde vor einem endlich ernüchterten, endlich begeisterten Publikum auf der deutschen Bühne ein echtes Blutbad veranstaltet, und das viele Blut in der Welt war nur von einem Beleuchtungsapparat projiziert.

Zum ewigen Gedächtnis

Zwei Ergebnisse

»Abends auf Feldwache 1 in dem *Schützengraben*. Ich werde bestimmt als Horchposten im Drahtverhau vor dem Schützengraben. Da sitze ich von 8 bis 12 Uhr nachts in meinem Erdloch und spähe gegen den Feind. Die Nacht ist mondscheinklar und mild. Es ist ruhig. Man hört graben und schaufeln auf Seite der Franzosen, hastiges Fahren von Automobilen und Wagen, auch einzelne Stimmen. Ich mache mir klar, was ich zu tun habe, wenn feindliches Artilleriefeuer einsetzt, wenn ich feindliche Stimmen höre, wenn feindliche Patrouillen bis an den *Drahtverhau* herankommen. In allen

Das chemische Untersuchungsamt der Stadt Düren (Rheinland), dem auch die Kreise Düren, Erkelenz, Jülich und Schleiden angeschlossen sind, veröffentlicht seinen Jahresbericht. Die *Ergebnisse* der Untersuchung beweisen die *vielfache Übervorteilung* des Publikums, ja direkte Fälschungen der Nahrungs— und Genußmittel. Besonders war dies der Fall bei Waren, die ausdrücklich »für unsere Feldgrauen« angepriesen waren. Ein Liter Milch,

Fällen komme ich zu dem *Ergebnis*, daß *mein Leben gefährdet ist*. Ich bemühe mich, mir vorzustellen, daß der Tod nichts Furchtbares ist. Mein Wachtdienst verläuft indes ohne besondere Zwischenfälle. Um 12 Uhr nachts muß ich noch zum Schaufeln in den Schützengraben in die Nähe des Unteroffizierspostenunterstandes und der Maschinengewehrabteilung eines stark vorgeschobenen Postens. Da plötzlich, während ich im Graben stehe und schaufle, ein unheimliches Schwirren, Pfeifen, Knallen, gleichzeitig der Einschlag in der Nähe. Ich werfe mich mit meiner Schaufel zu Boden und stürze mit dem Knie auf das Eisen. So urplötzlich und unwillkürlich ist der Drang, sich zu ducken und zu decken. Es folgt ein *furchtbares Bombardement* auf unseren Hügel. Dreimal zwölf Schüsse in schneller Folge ... Kaum bin ich ausgetreten und habe mich über den Rand des Schützengrabens hinausgestellt, als mir in furchtbarer Nähe eine Granate entgegenschlägt. Ich sehe das blitzende Explodieren des Einschlags und die aufsteigende Rauchwolke im Mondenschein, nehme Reißaus und fliehe in den Unterstand zurück. Nun geht ein *ungeheures Granaten — und Schrapnellfeuer* unmittelbar über unsere Feldwache hinweg. Es wurden *zweiundsiebzig Schüsse* gezählt. Die Balken dröhnen in den Fugen, die Fensterscheiben klirren, das Licht flackert wild. Ich war davon so lebhaft erregt, daß ich die ganze Nacht mich nicht schlafen gelegt, sondern gelesen und gesonnen habe ...

der aus Tabletten kondensierter Milch hergestellt war, stellte sich in einem Falle auf 7,50 Mark. Ein Pfund Butter, das in Tuben feldpostmäßig verpackt war, berechnete sich bei Packungen vier verschiedener Firmen auf 5,88 bis 10,41 Mark, Schweineschmalz war mit Baumwollsaatöl verfälscht. Ein Pfund Himbeermarmelade in Tuben stellte sich auf 5,33 Mark. Naturhonig war vielfach nur Kunsthonig. Grogwürfel Marke »Südrol« enthielten 0,5 Gramm Alkohol, ein Liter Rum würde sich danach auf 95,15 Mark stellen. Bei »*Rumgranaten*«, die für 1 Mark die Schachtel verkauft wurden und nur einen Kaffeelöffel Rum enthielten, kostet der Liter Rum 80 Mark. Kaffee war stark mit Sojabohnen verfälscht. *Im Idealkaffee* »Marke Pif« konnte Kaffee nicht nachgewiesen werden. Marke »*Schützengraben*« kostete 8 Mark, *Tuti—Gusti—Kaffee*, meistens gemahlene Zichorien, 10,42 Mark das Pfund, Marke »*Unseren Kriegern stets das Beste*« 11,90 Mark, Drugies Kaffeetabletten 10 Mark. Ein Pfund Tee stellt sich bei Atrol—Tabletten auf 26,04 Mark, bei Drugles Teetabletten auf 21,74 Mark, bei »*Unseren Kriegern stets das Beste*« auf 25,15 Mark.

Weltwende

Das Schauspiel »Freier Dienst« von *Leo Feld*, das derzeit am Deutschen Volkstheater gegeben wird, ist soeben als Buch erschienen. Es ist *Conrad v. Hötzendorf* mit folgenden Worten *zugeeignet*: »Dieses Schauspiel ist aus den großen Eindrücken des letzten Jahres erwachsen. Aus der *dank erfüllten und staunenden Ergriffenheit*, mit der *wir alle* dem unbesiegbaren Opfermut unseres Heeres *gefolgt* sind. Aus einem Gefühl der Demut und des Stolzes, wie wir es nie gekannt haben. Aus dem Bewußtsein, daß eine neue Ordnung unserer inneren Mächte der *letzte* und *versöhnende Gewinn dieser furchtbaren Tage* sein muß. Das ist *unsere Zuversicht*. Wie unablässige Übung körperliche Kräfte erhält und steigert, so muß die Unnachgiebigkeit dieses harten Jahres alle sittlichen Kräfte der Pflichterfüllung und Hingabe gehegt und vertieft haben. *Es hat den Menschen aus einsiedlerischer Beschaulichkeit oder Armut erlöst* und ihn das größte Glück fühlen lassen, das uns gegönnt sein mag: *opferbereiten Dienst für ein höheres als es das eigene Leben ist*. Unser Heer ist uns die Verkörperung dieses Geistes, Eure Exzellenz sind uns das Symbol, das edle Beispiel dieses glorreichen Heeres. Indem ich *mein bescheidenes Werk*, das *nichts will, als das allgemeine Gefühl dieser Tage in Worte fassen*, Eurer Exzellenz verehrungsvoll zueigne, weiß ich, daß ich auch hierin nur einem Gefühl Ausdruck gebe, das heute jeden Österreicher erfüllt. In Eurer Exzellenz lieben wir das schlichte und *lächelnde Heldentum* unserer Offiziere.«

In dieser Zeit der Weltwende, in der die »Csardasfürstin« auf Monate ausverkauft ist und alle Anzeichen dafür sprechen, daß mit dem Fenriswolf noch ein kolossaler Rebbach zu machen sein wird, geschieht jeden Augenblick leibhaftig, was bis dahin aus dem Bereich des Unvorstellbaren nicht einmal in die Region fiebriger Halbschlafgesichte gerückt war. Zeichne allen Wurmfraß der Welt in das Dunkel deines Schlafzimmers, und er wird zur Hippokrene. Dann aber geh zu den Journalen, zu den Plakaten, zu den Passanten, sieh mit Augen und höre mit Ohren — so magst vor solcher Erfüllung des Unerfüllbaren, vor dem Hexentanz der Kontraste, vor dem Kopfstehen der Werte, vor solcher Heiligkeit des Unrechts, und dieser unfaßbaren Ergebung unter die Tyrannei des Nichts du glauben, jetzt müsse doch gleich, nein jetzt, aber jetzt ganz sicher werde ein Zeichen am Himmel stehen, das den Ablauf der Zeit verkündet, nicht zu mißdeutende Absage des Universums an einen kompromittierten Planeten, der die Blutprobe so schlecht bestanden hat! Welche

Hoffnung hält uns? »Gott, wer kann sagen: schlimmer kann's nicht werden? 's ist schlimmer nun, als je. Und kann noch schlimmer gehn; 's ist nicht das Schlimmste, solange' man sagen kann: dies ist das Schlimmste.« Wer noch eine ferne Erinnerung an Menschenwürde gefühlt, wer Luftbomben und Stinkgase nicht für den eigentlichen Sinn der Schöpfung gehalten, wer daran gedacht hatte, daß es Erdhöhlen, Wassergrab und Trommelfeuer gibt und daß von rechtswegen jetzt jede Stunde mit dem letzten Schlag von tausend unschuldigen Herzen durch die Welt dröhnen müßte, der hatte hoffen können, solange dieser Zustand andauere, wenigstens dem Leo Feld nicht zu begegnen. Diese letzte Assoziation des sonst unentrinnbaren Feldlebens hatte man sich ersparen wollen. Nicht war man darauf gefaßt, daß dieser Feld, dessen einzige Beziehung zur vaterländischen Idee und zum Kriegsgedanken das Opfer seines Namens war und die Verstümmelung zu einem *nom de guerre*, sich aus einem Hirschfeld gar zu einem Schlachtfeld entpuppen könnte. Man hätte geglaubt, daß eine so unerbittliche Gegenwart, wenn sie schon die Kraft habe, Armeelieferanten aus der Erde zu stampfen, doch wenigstens auch die Energie aufbringen werde, Literaten nicht aufkommen zu lassen und so zu schrecken, daß sie sich aus einem durchsichtigen Pseudonym in das finsterste Inognito zurückziehen. Man hat das Gegenteil erlebt und die große Zeit war zu klein, die Kriegsgreuel des Wortes zu fassen. Aber auf den Leo Feld war man nicht vorbereitet! Von Blut Tantiemen kriegten — daß solches geschehe, hat eine erbarmungslose Untermenschheit geduldet. Daß sich unter den Auspizien des Sternenhimmels eine Operette des Namens: »Gold gab ich für Eisen« abspielen konnte, diese Tatsache wird den Nachlebenden mehr über den Weltkrieg, den wir gleichzeitig führten, zu denken geben als alle Geschichtsbücher aller Friedjungs, die da kommen werden. Daß an dem Tag, an dem vierzigtausend Söhne von Müttern an elektrisiertem Draht gestorben sind, eben dies im Zwischenakt von der Gerda Walde Smokinghemdbrüsten vorgelesen und eben dafür der Viktor Leon hervorgejubelt wurde, wird, wenn in Äonen noch ein Menschenherz geboren würde, ihm mehr über uns sagen als die Taten selbst, die unser Erfindergeist ermöglicht hatte. Mit dem Abscheu der Ahnung eines vorweltlichen Breis, aus dem einstens Menschenleiber, Maschinen und Druckwerke nach Bedarf gebildet wurden, als ob sie noch den Schleim und Aussatz an ihren Fingern fühlte, wird die künftige Menschheit an die Betonperiode zurückdenken, in der die gepanzerte Hinfälligkeit Gott zum Narren gehalten hat. Da hoffe ich denn zuversichtlich, daß das Drama des Leo Feld, wenn es einmal den Weltkrieg überlebt hat, auch noch den Anschluß an jene ferne Gelegenheit finden wird, die sich doch irgend ergeben mag, um unsere sittliche und geistige Verlassenschaft zu sichten. Ich persönlich kenne die Dichtung nicht, denn ach die Zeiten sind vorbei, wo ich das Leben vom frischen Quell einer Volkstheaterpremiere bezogen und noch nicht mit müdem Blick in der papierenen Nacht gesucht habe. Ich spreche von dieser Angelegenheit wie der Blinde von einer Farbe, die ihn geblendet hat. Aber indem ich weiß, daß es jetzt auch so viele Menschen gibt, die im Auftrag eines für Exportinteressen tätigen Fatums das Augenlicht hingeben mußten und darum nie mehr in der Lage sein werden, zu sehen, was im Deutschen Volkstheater aufgeführt wird, so bescheide ich mich, und wenn ich dann überdies höre, daß es ein

Stück ist, dessen Autor von einem Sturmangriff Prozente bekommt, während ein darin auftretender polnischer Jude gratis und aus purem Edelmut Spionage gegen Rußland treibt, so habe ich doch einen gewissen Eindruck und sage mir, daß Blut dicker ist als Schmalz, daß Rußland wissen dürfte, warum es die Juden nicht in die Zivilisation läßt, und daß diese nur selbstlos sind, solange sie Spionage und nicht bereits Literatur treiben. Der »Freie Dienst« von Feld brauchte aber nichts zur Repräsentation vor der Nachwelt als sein Geleitwort, diese feierliche Ansprache, die ein vom Felddienst Freier an den Generalstabschef zu halten so frei war. Solche im Staat bloß als »Handlung gegen die Kriegsmacht« qualifizierbare Demonstration geht nämlich über die Grenzen des blutigen Faschings, den die noch immer nicht gelangweilte Menschheit nun schon durch zwei Spielzeiten tanzt. Es war nicht vorauszusehen, daß ein Armeebefehl des Herrn Leo Feld kundgemacht würde, worin er sich selbst unter jene einreicht, die zwar nicht dem Heere, jedoch dessen unbesiegbarem Opfermut »gefolgt« sind. Aber nun ist er erschienen und in der Theaterrubrik angeschlagen worden. Und in der Tat — das heißt in jener Tat, die die andern tun müssen — : solange das Heer unbesiegbar ist, kann ein Theaterschmierer noch auf den »letzten und versöhnenden Gewinn dieser furchtbaren Tage« hoffen. Die Zuversicht eines solchen Bürgers ist mit Recht unerschütterlich, denn er kann den »opferbereiten Dienst für ein höheres als das eigene Leben« nicht nur empfehlen, sondern auch aufführen lassen. Und sein »bescheidenes Werk will nichts als das allgemeine Gefühl dieser Tage in Worte fassen«. Da aber das allgemeine Gefühl dieser Tage der Wunsch ist, abgewandt allem nun einmal systemisierten Grauen und Leiden und durch eben dieses einen letzten und versöhnenden Schab zu machen, wobei das Friedensrisiko ohnehin ein großes ist und die Aktualität der bezüglichen Waren und Stoffe jeden Tag eine Passivpost sein kann, so bleibt das Volkstheaterrepertoire so ziemlich in Übereinstimmung mit dem Weltgeschehen. Und wie die Sprache noch als Lüge die Wahrheit sagt und der Satz noch als Aussatz die Verwahrlosung der Seele beschreibt, so erschüttert uns wie ein letzter Ausdruck unserer Erdennot das Bekenntnis, das ein Gemeiner der Zeit vor dem Generalstabschef ablegt: dieser Krieg habe »den Menschen aus einsiedlerischer Beschaulichkeit oder Armut erlöst«, je nachdem. Fürwahr, Worthändler waren Trappisten, ehe er begann, und Börseaner waren Bettler! Aller Orte und Meere, zu Land und Luft stirbt es sich wohl für den Aufschwung jener, die ihr Leben nicht nur gerettet, sondern auch bezahlt haben wollen, Söldner fremden Blutes, die sich in Nachrufen, für welche sie noch honoriert werden, neidlos durch die Anerkennung der »Helden« revanchieren. Denn zuhause ist das Talent und draußen »das schlichte und lächelnde Heldentum« — so sind die Gaben und Berufe verteilt! Wie nun die, welche im Granatenfeuer gekrochen sind, es tatsächlich hinnehmen, daß ihnen einer, der ein dreckiges Saisonstück daraus macht, das schlichte und lächelnde Heldentum ausdrücklich attestiert, das weiß ich nicht. Wohl aber wünsche ich: Das Heldentum, dem es zu Gesicht oder Geruch kommt, sollte nicht mehr lächeln. Nicht in eine Lache ausbrechen. Nicht schelten, nicht fluchen. Sondern es sollte, um nicht wahnsinnig zu werden vor Schmerz über diese Hinterbliebenen, heimgekehrt alle Waffen zusammenraffen, die ihm das Ingenium der Zeit beigebracht hat, und den heiligen Krieg

erst beginnen! Mit dankerfüllter und staunender Ergriffenheit dieser Bewegung, dieser Erhebung, dieser Vergeltung folgend, will ich ihrem Generalstabschef mein Werk widmen. Oder er selbst sein!

KARL KRAUS
WORTE IN VERSEN

LEIPZIG
VERLAG DER SCHRIFTEN VON KARL KRAUS
1 9 1 6

Druck der Offizin W. Drugulin
Dreißig numerierte Exemplare auf van Geldern Bütten

Kleiner Konzerthausaal

(III. Lothringerstraße 20)

MONTAG DEN 17. APRIL 1916

PRÄZISE HALB 8 UHR

VORLESUNG KARL KRAUS

**KARTEN zu K 10.—, 8.—, 6.—, 4.—, 2.—, 1.— an der
Konzerthauskassa, III. Lothringerstraße 20, bei
Kehlendorfer, I. Krugerstraße 3 und in der
Buchhandlung Friedländer, Kärntnerstraße 44**

INHALT der vorigen fünffachen Nummer 413—417, 10. Dezember 1915: Eextraausgabe — I / Dialog der Geschlechter / Dokumente / Schweigen, Wort und Tat / Glossen / Die Leidtragenden / Die Judenfrage. Von F. M. Dostojewski / Eine Prostituierte ist ermordet worden / Glossen / Die Kunst im Dienste des Kaufmanns / Elegie auf den Tod eines Lautes / Notizen / Zeuge Schopenhauer / Abschied und Wiederkehr / Wiese im Park

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstr. 3**